



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**Digitale Sammlungen**

## **Wie Bremen evangelisch ward**

**Hoops, Heinrich**

**[Bremen], 1917**

**urn:nbn:de:gbv:46:1-6779**

Brem

c

3445

<sup>n</sup>Loops.

Min. Linnæus

newly published.

Brem. c. 3445

---



MENZ



# Wie Bremen evangelisch ward

Eine festchrift

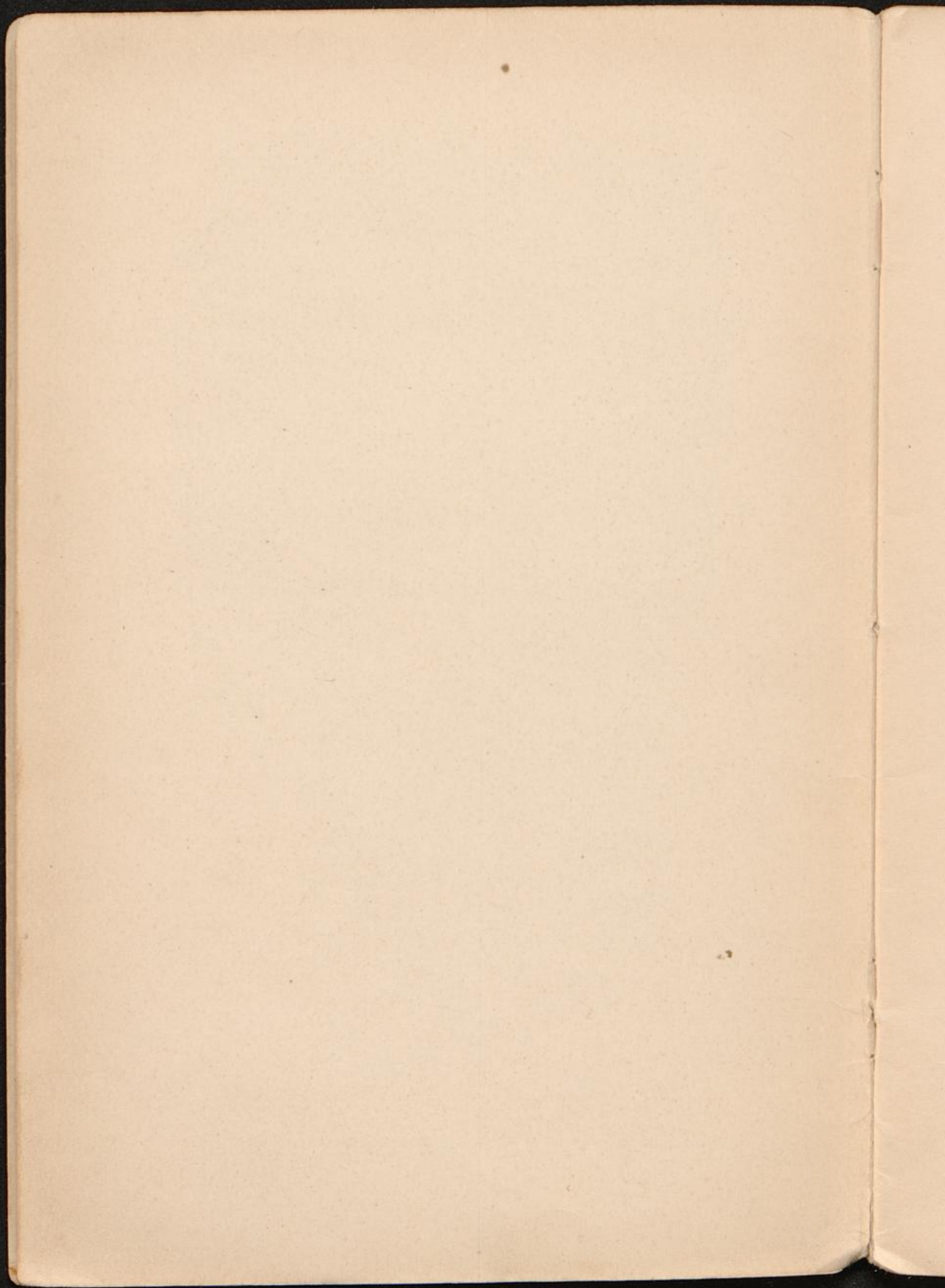
zur Vierjahrhundertfeier der  
Reformation im Weltkriegsjahr

1.9.17

von Heinrich Hoops

Pastor zu Grambke u. Mittelsbüren  
B·R·E·M·E·N

Verlag des Heim. u. Zütyphen-Vereins  
In Kommission bei J. Morgenbesser.



# Wie Bremen evangelisch ward

~

## Eine Festschrift

zur Vierjahrhundertfeier der Reformation  
im Weltkriegsjahr 1917

von Heinrich Hoops  
Pastor zu Grambke und Mittelsbüren, Bremen

∞



1917: 1776

Verlag des Heint. v. Zütphen-Vereins

In Kommission bei J. Morgenbesser

R

Die Bremer Handelskammer

Ein Festschrift

zur Erinnerung an die

100. Geburtstag

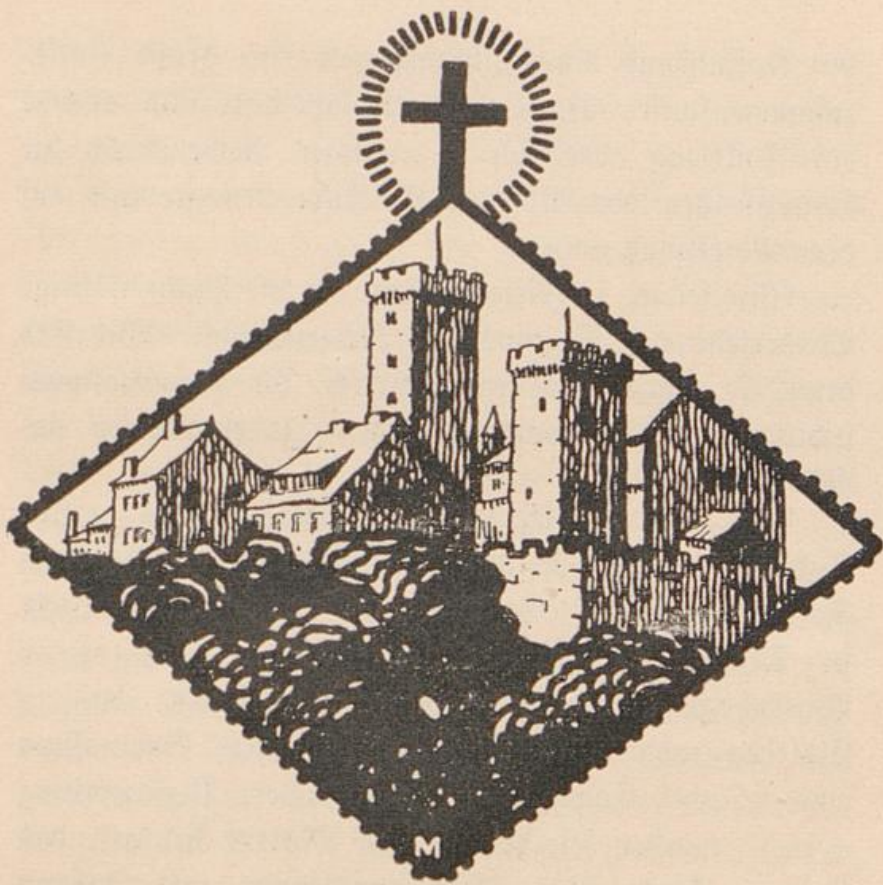
von

...



...

...



Zu den schönsten Erinnerungen aus meiner Bremer Gymnasialzeit gehört die Feier des vierhundertjährigen Geburtstages Luthers am 10. November 1883. Nie werde ich die einmütige, national-religiöse Begeisterung vergessen, die damals das evangelische Deutschland durchpulsste. Luther wurde in allen evangelischen Städten und Gauen unsers Vaterlandes als der deutscheste aller Deutschen und als der größte religiöse Genius unsers Volkes, der Bringer der Gewissens- und Glaubensfreiheit und der Erneuerer des deutschen Gemüths, Geistes- und Familienlebens gefeiert. Zahllose Lutherschriften, Bücher und Bilder erschienen; Lutherfestspiele wurden in den Kirchen und Theatern aufgeführt. In Bremen fand außer den Feiern in den Kirchen, den Vorträgen und

der Aufführung des Lutherfestspiels eine große Volkszusammenkunft auf dem Marktplatz statt und abends ein Fackelzug, der sich in endloser Reihe durch die Hauptstraßen der Alt- und Neustadt bewegte und auf dem Marktplatz endete.

Wir feiern in diesem Jahr die vierhundertjährige Wiederkehr des Beginns der Reformation. Wie sind denn, so fragt man unwillkürlich, die Reformationsjubiläen in den vorhergehenden Jahrhunderten begangen worden?

Von einer allgemeinen Volksfeier des ersten Jubelfestes der Reformation (1617) erzählt uns Kocholl in seiner „Geschichte der evangelischen Kirche in Deutschland“ nichts, sondern nur, daß es in Wittenberg glänzend begangen worden sei, daß in Eisleben vom Gräflich Mansfeldischen Gymnasium eine „Jubel-Comödie in volkreicher Versammlung agiret“ worden sei, verfaßt von Martin Rinkart, daß Johann Arndt seine Psalmenauslegung und Johann Gerhard seinen Methodus studii theologici erscheinen ließ. Am Vorabend des dreißigjährigen Krieges lag Gewitterschwüle über Deutschland, und das Volk hatte keine Neigung, die größte Geistesstat, die es erlebt hatte, deren Folgen es aber zunächst in so schrecklichen Wirren und Kämpfen spüren sollte, in begeisterter Hingebung zu erheben.

In größerem Umfang erfolgte die Zentenarfeier ein Jahrhundert später (1717) und zwar vor allem in Sachsen, wo sie mit Glockenklang eingeläutet und drei Tage hindurch feierlich begangen wurde. Am dritten Tage zogen sechshundert mit Kränzen und Blumen geschmückte Kinder in Festtagskleidern paarweise durch die Straßen zur Kirche. Der geistvolle

und gelehrte Superintendent von Dresden, Ernst Löscher, schrieb zur Ehre des Tages „Römisch-katholische Diskurse.“ Für Mecklenburg veröffentlichte Professor Johann Fecht in Rostock mit Superintendent Grünenberg zusammen einen trefflichen Katechismus. Und obgleich die Jesuiten in Prag das Fest zum voraus verhöhnten, wurde es im ganzen evangelischen Deutschland und auch in außerdeutschen Ländern feierlich begangen, worüber hernach Konsistorialrat Cyprian in seinem theologisch-historischen Bericht, den *Hilaria evangelica*, eine zusammenfassende Darstellung gab. Die umfangreiche Arbeit „gibt in vornehmer Ausstattung in großem Format die Erlasse für die Feier aus allen fremden, wie deutschen Ländern. Sie zeigt die Beteiligung der hohen Schulen, des Predigtamts, der Städte und einzelnen Herrschaften. Sie gibt endlich die Formulare der angeordneten Gebete; sie gibt die für das Fest geprägten Jubelmünzen abbildlich“.

Eine weit größere Bedeutung als die beiden vorigen gewann die Jubel-Reformationsfeier von 1817 durch die Art, wie sie begangen wurde und die sich daran anschließenden geschichtlichen Ereignisse. Am 18. Oktober 1817 feierte die zwei Jahre zuvor unter dem erhebenden Eindruck des Befreiungskrieges gegründete Burschenschaft in Eisenach das Wartburgfest zum Andenken an die Reformation und an die Völkerschlacht bei Leipzig. Als ich vor 25 Jahren mit vielen Kommilitonen auf der Wartburg eine burschenschaftliche Zusammenkunft hatte, da zitterte in uns allen die Bewegung nach, die an jenem 18. Oktober 75 Jahre früher die jungen fromm und frei gesinnten Burschenschaftler erfüllte, die ihre Feier mit dem

Lutherlieder „Ein' feste Burg ist unser Gott“ begannen, sie mit Reden im Sinne Theodor Körners und Ernst Moritz Arndts durchgeistigten und mit dem Liede „Nun danket alle Gott“ beschlossen. Bedeutsamer als diese von jugendlicher Begeisterung getragene Feier war eine Tat, die für das Königreich Preußen nach dem Wunsch des frommen Königs Friedrich Wilhelms III. dem Werk der Reformation einen segensreichen Abschluß geben und dadurch die dreihundertjährige Jubelfeier zu einer besonders wertvollen gestalten sollte: die Herbeiführung einer Vereinigung der beiden evangelischen Bekenntnisgemeinschaften durch Begründung der preußischen Union, deren Beispiel Baden, Nassau, Waldeck und Rhein-Bayern folgten.

Indes ist, soviel ich sehe, keine der bisherigen Reformations-Zentenarfeiern unter solch elementarer Bewegung des ganzen evangelischen Deutschlands begangen worden, wie der vierhundertjährige Geburtstag Luthers. Zum Teil liegt es in den Zeitumständen begründet, zum Teil wohl auch darin, daß die Macht einer geschlossenen volkstümlichen Persönlichkeit über das Volksgemüt stets größer ist, als die einer geistigen Bewegung. Auch die diesjährige vierte Zentenarfeier wird leider durch die Zeitverhältnisse beeinträchtigt. Wir dürfen dennoch das Jahr nicht vorübergehen lassen, ohne daß wir uns die Bedeutung der Reformation für die Gestaltung der Geschichtsentwicklung in Erinnerung rufen. Die Bedeutung einer geschichtlichen Bewegung erkennt man aber am eindrucksvollsten an der Art, wie sie auf dem vertrauten Gebiet der eigenen Heimat ihre Wellenkreise gezogen hat. Deshalb wollen wir uns vergegenwärtigen, wie die Reformation auf unser Bremen eingewirkt hat.

### Die Zustände in der katholischen Kirche vor der Reformation.

Wie notwendig eine gründliche Reform aller Verhältnisse in jener Zeit war, davon überzeugt man sich bald, wenn man die Geschichte des 15. Jahrhunderts genauer kennen lernt. Welch eine Entartung des religiösen und des sittlichen Lebens, letzteres im Zusammenhang mit dem zunehmenden Wohlstand, alle Kreise der Bevölkerung durchseucht hatte, davon machen wir uns gar keine Vorstellung. Die Heiligen-, Reliquien- und Bilderverehrung, das Messelesen, der Ablasshandel usw. hatten echten Glauben und wahre Buße völlig verdrängt; der Papst und die Kirche waren an die Stelle Christi getreten. Und nun gar erst die Sittenverderbnis jener Zeit! Wir hatten in der Zeit vor dem jetzigen Kriege häufig den Eindruck, daß Üppigkeit und Viederlichkeit in bedenklichem Maß ihre Giftblüten in unserm Volk trieben. Aber alles, was damals eingerissen war, ist Kinderspiel gegen die entsetzliche Sittenlosigkeit, Schwelgerei und Roheit in jener Zeit des ausgehenden 15. Jahrhunderts. Und an dem allen hatte die Kirche, hatten hohe und niedere Geistlichkeit, Mönchs- und Nonnentum den intimsten Anteil. Der Stellenschacher, der in Rom mit den hohen Kirchenämtern fast börsemäßig getrieben wurde, der Verkauf z. B. des erzbischöflichen Palliums für viele Tausende von Goldgulden, der Einfluß der feilen sogenannten Kurtisanen am päpstlichen Hof, vor denen Kardinäle und Bischöfe im Staube lagen, war etwas so Widerwärtiges, daß alle irgendwie edler Denkenden auf das ärgste dadurch abgestoßen wurden.

Dabei hatte die Verweltlichung des Klerus einen solchen Grad erreicht, daß eine Steigerung nicht mehr möglich war. Die Kapitel der hohen Stifter hielten

streng darauf, daß nur Junker von altem Adel bei ihnen Eintritt erlangten. Solche „Junker Gottes“ schämten sich, geistliches Gewand zu tragen; sie ließen sich ihre Chorröcke durch Knechte zur Kirche nachtragen, stolzierten im übrigen in Ritterkleidung einher und führten ein Leben, daß kein Ritter darüber zu klagen Ursache gehabt hätte; ja mancherorts waren die jungen Domherren der Schrecken der ganzen Bevölkerung, besonders der Weiblichkeit. Aus ihnen gingen die hohen Kirchenfürsten hervor. Diese verbrachten ihre Tage in üppiger Hofhaltung gleich weltlichen Fürsten oder in kriegerischen Unternehmungen zur Vergrößerung ihrer Gebiete oder zur Erpressung von Geld, um ihre Schulden zu decken. Das Seelenheil ihrer Untertanen war ihnen gleichgültig. Erzbischof Günther von Magdeburg las im 35. Jahr seiner Regierung zum ersten Mal Messe; Bischof Robert von Straßburg kam überhaupt nicht dazu.

In der niederen Geistlichkeit waren die Zustände nichts besser, nur alles etwas vergrößert. Die Laien hatten ungeheure Lasten zu tragen, hatten die zahllosen Drohnen mit zu unterhalten; die Geistlichen weigerten sich, Abgaben zu entrichten, während sie sich nicht schämten, der Bürgerschaft in Handel und Gewerbe rücksichtslos Konkurrenz zu machen, z. B. durch Verzapfung von Bier, Kornhandel, Buchergeschäfte, ja selbst durch Halten von Spielhöllen. Ganz ungelehrte Leute, ehemalige Köche, Stallknechte, Jäger, Sänger oder Spaßmacher eines Prälaten, gelangten häufig ins geistliche Amt. Daß solchen Leuten keine Achtung entgegengebracht wurde, daß es ihnen schlechterdings unmöglich war, auch nur den bescheidensten religiösen Bedürfnissen der Gemeindeglieder Genüge zu

tun, liegt auf der Hand. Zudem war ihr häusliches Leben meist ein so anstößiges, daß wir uns angeekelt von solchen Zuständen abwenden. Am schlimmsten aber sah es in den meisten Mönchs- und Nonnenklöstern aus; die dort herrschende Sittenverderbnis, Unwissenheit und Schwelgerei war vielfach eine geradezu teuflische.

Wollen wir uns vorstellen, wie verderbt die kirchlichen Verhältnisse zu jener Zeit waren, so dürfen wir nicht die gegenwärtige Gestalt des Katholizismus ins Auge fassen. Die Reformation hat bekanntlich nicht nur für die Gestaltung der evangelischen Kirche eine schöpferische Macht entfaltet; sie hat rückwirkend auch die Umschaffung der katholischen Kirche in eminentem Maße beeinflusst. Wer einen Eindruck davon gewinnen will, wie sehr die katholische Frömmigkeit der Gegenwart durch das seit vier Jahrhunderten währende Einwirken der Reformation verinnerlicht und vertieft worden ist, der braucht nur eins der Bücher des schweizerischen katholischen Pfarrers und Schriftstellers Heinrich Federer zu lesen. Ganz anders aber sah es vor vierhundert Jahren in dem katholischen Deutschland aus.

#### Die Verhältnisse in Bremen vor Luther.

Ein anschauliches Bild davon erhalten wir auch, wenn wir uns in das damalige Bremen hineinversetzen. Heute regiert in Bremen der Senat im Einvernehmen mit der Bürgerschaft; alle politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse werden so in unserm Staatswesen geregelt. Die Kirche hat die Aufgabe, die geistlichen Bedürfnisse der christlichen Bevölkerung zu befriedigen, geistig anregend, klärend und fördernd zu wirken und den Nöten des Lebens helfend zu begegnen, soweit

sie es vermag. In unserer Stadt, die jetzt etwa 250 000 Einwohner zählt, sind mit Einschluß der Vereinsgeistlichen usw. rund fünfzig evangelische und katholische Geistliche tätig; also auf 5000 Einwohner kommt durchschnittlich ein Geistlicher. Wie waren dagegen vor vierhundert Jahren in Bremen diese Dinge gestaltet?

Wohl hatte der Rat bereits eine Reihe von politischen Rechten in seine Hand bekommen; er übte schon damals im Verein mit den Bürgern die gesetzgebende Gewalt aus und verfügte frei über das Steuerwesen und die Verwaltung der Stadt. Aber der eigentliche Landesherr war nach wie vor der Erzbischof. Und was für einer! Erzbischof Christoph, der Bruder des berüchtigten Feindes der Reformation, Herzogs Heinz von Braunschweig-Wolfenbüttel, war ein typischer Vertreter der damaligen Kirchenfürsten: der eigentliche Beruf eines solchen, die geistliche Leitung und Versorgung seines Sprengels, war ihm völlig Nebensache; seine Haupttätigkeit bestand in der Führung von Kriegen gegen seine Nachbarn, in Handlungen voll roher Unsittlichkeit, in Streitigkeiten mit den Ständen seines Stifts und dem eignen Klerus. Wie wenig er sich seiner geistlichen Verpflichtungen bewußt war, geht z. B. daraus hervor, daß er — infolge seiner verschwenderischen Lebensweise in steter Geldverlegenheit — gelegentlich sogar durch räuberische Wegnahme der heiligen Geräte seinen Geistlichen Faustschläge ins Gesicht zu versetzen sich nicht scheute. Dabei wußte übrigens Christoph nach außen hin den Schein der Geistlichkeit zu wahren. Trotz der eigenen Sittenlosigkeit drang er auf gewisse Reformen bei seinen Untergebenen. Er selbst hielt oftmals pomphafte Gottes-

dienste ab, las Messe und sang dabei mit schöner Stimme. Aber sobald er wieder in seinem Palaſt angelangt war, war alle Geiſtlichkeit vergeſſen, und die Welt mit ihrer Luſt guckte zu allen Fenſtern ins Land hinaus.

Und dieſer Mann hat ſiebenundvierzig Jahre hindurch die Rolle eines Landesherrn in Bremen geſpielt! Neben dem Erzbischof übte eine ganze Reihe von kirchlichen Inſtanzen großen Einfluß: da war vor allem das Domkapitel, deſſen vierundzwanzig Mitglieder ſich aus den edelſten Geſchlechtern rekrutierten und deſſen Macht in Bremen größer war, als die des Erzbischofs ſelber, der meiſt fern von der Stadt in ſeinem Schloß zu Bremervörde oder in Berden Hof hielt. Dazu kamen die beiden kleineren Kapitel von St. Ansgarii und St. Stephani; ferner drei Klöſter: das reiche, wie eine mächtige Burg vor dem Oſtortor außerhalb der Stadtmauer gelegene vierhundert Jahre alte Benediktinerkloſter St. Pauli, das ſchon durch ſeine Lage eine ſtete Bedrohung der Stadt bildete, und in der Stadt das Dominikanerkloſter der heiligen Katharina und das Minoritenkloſter St. Johannis, ganz zu ſchweigen von den drei Frauenklöſtern in der Umgegend. Da war ſodann die Komturei des deutſchen Ritterordens, deſſen reichgewordene Inſaſſen ein ſehr weltliches und dabei anſpruchsvolles Leben führten; da waren die beiden Baginenklöſter von St. Nikolai und St. Katharinen; da waren außer dem Dom und den vier Pfarrkirchen elf Kapellen und Kloſterkirchen über die Stadt verſtreut und an all dieſen Kirchen, Klöſtern und Kapellen eine Anzahl von Geiſtlichen höheren und niederen Grades, die zum Theil ihre Einkünfte behaglich auswärts verzehrten und die alle von bürgerlichen Laſten und Abgaben frei waren. Dabei iſt zu be-

denken, daß die Stadt Bremen damals höchstens 16—20 000 Einwohner zählte! Welch eine Last für die Bevölkerung, diese große Zahl von Geistlichen, zum Teil völlig nichtsnutzige Parasiten, zu ernähren!

Raum einer der Gemeindegeistlichen war fähig, eine das Evangelium auslegende Predigt zu halten, wie sich bei der Einführung der Reformation zeigte. So erklärte z. B. der Pastor Stedebergen an Lieb Frauen, als er vom Kirchenvorstand aufgefordert wurde, Gottes Wort rein und klar zu predigen: „he hadde Wissen singen gelehrt undt konde nig predigen; he hadde sin Dage ock nicht geprediget undt wußte ock so Niemand in der Ihle tho bekamen, de predigen konde in siner Stede.“ Kürzlich berichteten die Zeitungen von einem russischen Popen, der mit einem ihm als Überwachungsbeamten beigegebenen Dolmetscher von einem russischen Gefangenenlager zum andern reiste. Überall las er in der feierlichen Weise der griechisch-katholischen Kirche Messe; aber von Predigt und Seelsorge unter den Soldaten war keine Rede; abends betrank er sich regelmäßig. Da haben wir ein Bild von der Entartung des geistlichen Amtes, wie sie im Mittelalter auch in Deutschland vielfach eingerissen war. Die Kirche war erstarrt in gottesdienstlichen Formen und abergläubischen Gebräuchen; die Persönlichkeit der Amtsträger trat völlig zurück; das gottesdienstliche Werk, das *opus operatum*, war alles; die Macht des frei geredeten Wortes, die fast nur noch bei den Bettelmönchsorden zu finden war, das Wirken geist-erfüllter Persönlichkeiten fehlte fast überall.

Aber Mariendienst, den kannte man in Bremen, wie jenes alte Grabdenkmal im Dom beweist, das dem Propst Friedrich Schulte zu Ehren errichtet wurde und

sich vor etwa hundert Jahren noch an der Nordseite der Kirche befand. Darauf war Schulte abgebildet, knieend neben einem großen Kreuz, zu dessen Rechten Christus steht, auf seine blutende Seitenwunde zeigend, neben ihm Maria, dem Schulte ihre entblößte linke Brust darbietend. Nach der Inschrift schwankt Schulte, ob er sich zu seiner Seligkeit das Blut Christi oder die Milch der Maria wählen solle und entschließt sich endlich, beides miteinander zu mischen. Wenn solch ein geschmackloses, Maria als vollkommen gleichwertig neben Christus stellendes Machwerk in dem Hauptheiligtum Bremens Aufstellung finden konnte, so läßt das erkennen, eine welch hervorragende Wertschätzung der Marienkult hier genoß.

Nicht minder kam der übrige Heiligen- und Bilderdienst in den Bremer Kirchen zur Geltung. Noch sechzig Jahre nach Einführung der Reformation fanden sich zahlreiche Heiligenbilder in ihnen, die man pietätvoll hatte hängen lassen, wie denn überhaupt in Bremen nichts vorkam, was an Bilderstürmerei erinnerte, und nur sehr „algemeinlich ordentlicher weiß“ die Bilder „abgeschaffet“ worden sind. Als sich aber fand, daß durchreisende Fremde in den Kirchen vor den noch vorhandenen Bildern und Schnitzwerken niederknieten und ihre Verehrung bezeugten, da ordnete die Obrigkeit der Stadt 1583 „auf Anhalten des Ministerii und vieler frommen, verständigen Christen“ an, „solches ärgerniß nach dem ersten Gebot Gottes vollend hinweg zu thun.“ — Auch all die übrigen Einrichtungen der katholischen Kirche: Vigilien, Seelenmessen, Bet- und Wallfahrten, fanden sich reichlich in Bremen vertreten, wie aus Testamenten und anderen Urkunden aus jener Zeit hervorgeht. Ganze Schiffe voll Wallfahrer gingen

nach St. Jago di Compostella in Spanien, und zu Lande wallfahrtete man mit Vorliebe nach Aachen.

Daß auch der Ablasshandel, der ja den unmittelbaren Anstoß zu Luthers Reformationswerk gab, in Bremen sein Unwesen getrieben hat, darüber liegen uns ausführliche Berichte vor. Im Jahre 1503 kam ein päpstlicher Legat, Cardinal Raymundus, auf einer Rundreise, die er durch Deutschland bis nach Dänemark unternahm, über Lübeck und Hamburg nach Bremen, um „das güldene Jahr“ zu verkündigen, Steuer zum Türkenkriege zu sammeln und Ablass zu erteilen. Die Art seines Auftretens und seines Empfanges ist für die damals herrschende Anschauungsweise und Sitte so kennzeichnend, daß ich sie nach der Darstellung des alten Chronisten Kenner ausführlich wiedergebe und zwar der besseren Verständlichkeit halber in hochdeutscher Sprache, nicht im ursprünglichen Platt: Am Himmelfahrtstage kam der Cardinal nach Bremen. Dort wurde er von dem Bischof Johann Rohde und dem Herzog Christopher von Braunschweig, Bischof zu Verden und Roadjutor zu Bremen, empfangen. Sie ritten ihm bis vor Utbremen entgegen, begrüßten ihn mit großen Ehren und zogen mit ihm zur Stadt. Vor dem Stephanitor erwartete den Cardinal eine feierliche Prozeßion, die ihn in die Stadt geleitete: Boran gingen die Abte mit Fackeln und brennenden Kerzen; es folgten die Klosterschüler in ihren eigenartigen Gewändern, darauf die Benediktinermönche von St. Pauli und die schwarzen und grauen Mönche, die Dominikaner und Franziskaner, in schönen weißen Messgewändern; sie trugen Monstranzen und andere Heiligtümer. Dann kamen die Domschüler, nach ihnen die Vikare und Kapellengeistlichen, danach die Kanoniker vom Dom, St. Willehad,

St. Ansharii und St. Stephani mit Heiligtümern. Feierlich marschierte hinter ihnen der Abt von St. Pauli, in der Hand den Abtsstab haltend, bekleidet mit einem seidenen Mönchsgewand. Nun folgte der Kardinal, auf einem Maulthier reitend; zu seiner Rechten ritt Bischof Johann, zur Linken Herzog Christopher. Vier Ratsherren trugen über dem Kardinal einen seidenen „Himmel“. Seine Schutzwache, die er zur Bedeckung wegen des großen Ablassschazes brauchte, den er bei sich führte, ritt unmittelbar hinter dem Kardinal. Ihr schlossen sich an der Bremer Rat und die Bürger, und den Beschluß machte „dat gemen Volk“. Die Häuser an den Straßenfronten vom Stephanitor an bis zum Ostertor waren behangen „mit gulden undt siedten Stucken, Tapetenn undt flämeschen Stucken“. Die Erde war mit Gras bestreut; die Häuser prangten im Schmuck der Maien. „Alle Klocken in der ganzen Stadt wurden gelutt; up der Katelen (der Bischofsnadel) stunden der Stadt Spellüde mit Basaunen, Trummeten, Krumhornen, Schalmeien, Floiten, undt allerhandt Instrumenten gingen.“ Vor dem Dom angelangt, stiegen die Herren ab. Der Propst besprengte den Kardinal mit Weihwasser, und dieser segnete den Weihrauch. Im Dom begrüßte die Eintretenden das Tedeum, auf der Orgel gespielt. Alles nahm Aufstellung, und nun „wurt Mißen gehalten mit Freuden“.

Nachher regnete es dann Ablassbriefe, das Stück zu zwölf Groschen. Hoch und niedrig drängte sich herzu und kaufte Briefe. Als der Kardinal von Bremen abzog, hatte er die für jene Zeit große Summe von 6740 rheinischen Gulden im Kasten. — Zwei Jahre später wurde in Bremen nochmals Ablass verkündet und zwar zum Besten des deutschen Ordens in Liv-

land; er brachte 1068 rheinische Gulden ein „ahne dat Bref-Geld“.

Wo war bei alledem noch Platz für reinen Glauben? Wo war die Hoheit der Bergpredigt, die herbe, erschütternde und erlösende Kraft des Kreuzes Christi, die heiligende Macht des Geistes Gottes zu spüren? Ach, wie manche tiefer blickende, stillfromme Seele mochte brennen vor Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit!

#### Beginn der Reformation und Heinrich von Zütphen.

Da klangen helle Hammerschläge durchs Land hindurch, klangen auch nach Bremen hinüber: der Aufschlag der 95 Thesen wirkte wie Befreiung von einem Alldruck. In Wittenberg studierte damals auch eine Anzahl junger Bremer zum Teil aus den vornehmsten Geschlechtern der Stadt; sie brachten die in jener Zeit zu tausenden unter das Volk geworfenen Flugschriften mit nach Bremen. So war der Boden bereitet, und es bedurfte nur des Sämanns, der die Saat in die aufgerissenen Furchen streute.

Dieser Sämann kam in Gestalt eines ernstern jungen Mönches, dem die Bremer es zu verdanken haben, daß sie als „de erstlingen manck de Sassen“ (wie es in der Bremer Kirchenordnung von 1534 heißt) der Reformation gewonnen wurden. Es war Heinrich von Zütphen, ein Mann, den näher kennen zu lernen jedem evangelischen Bremer Pflicht, Freude und Ehre ist.

Unter den Schriften, die Heinrich von Zütphens Lebensgeschichte und Werk behandeln, hebe ich drei hervor. Die erste ist die 1525 von Luther verfaßte, seinem Trostbrief an die Christen zu Bremen beigelegte,

alsbald auch in niederdeutscher Übersetzung erschienene Geschichte „Von Bruder Henrico in Diedmar verbrannt.“ Von Bippen sagt von ihr in seiner Geschichte der Stadt Bremen (II, S. 37): „Sie erweist sich, soweit sie an der Hand anderer Überlieferungen geprüft werden kann, im großen und ganzen als durchaus zuverlässig und ist daher mit Recht von den bremischen Chronisten ihrer Darstellung des Anfangs der Reformation in unserer Stadt zu Grunde gelegt worden.“

Die zweite hat den durch seine noch jetzt sehr geschätzte Pastoraltheologie und durch seine 1817 veröffentlichten 95 Thesen weit und breit bekannt gewordenen originellen und kernigen Kieler Professor Klaus Harms zum Verfasser. Er gab zur Reformationsfeier 1817 eine in plattdeutscher Sprache geschriebene kurze Lebensgeschichte Heinrichs heraus unter dem Titel: „Den bloottüügn för unsen gloobn, Henrick van Zütphen syn saak, arbeid, lydn un dood in Dithmarschen.“ Klaus Harms hat mit voller Absichtlichkeit die niederdeutsche Sprache hierfür gewählt, weil in ihr Heinrich von Zütphen seine gewaltig die Herzen packenden Predigten gehalten hat. In unserer Zeit, wo so viele unserer Soldaten die vlaemische Sprache sprechen lernen und mit Bewunderung erkennen, wie groß ihre Ähnlichkeit mit unserm alten trauten Plattdeutsch ist, verstehen wir doppelt gut das psychologische Feingefühl des originellen Kieler Professors, der erkannte, die Gestalt des niederländischen Reformators könne er seinen Landsleuten am besten in seiner eigenen Sprache nahebringen. Niemand gibt ja heute einem schlichten braungetönten Heidebild einen prunkvollen Rahmen, sondern einen solchen, in dem der Ton des Bildes anklingt. So hat es auch Harms

gemacht. Ich kann es mir nicht versagen, einige Worte aus der Vorrede zu seiner kleinen Reformations-Jubiläumsschrift mitzuteilen: „Der Tod seiner Heiligen ist werth gehalten vor dem Herrn, seggt David, Psalm 116, 15; äwer Henrick syn gebeen is unse Karik buet; in ehre kroon staat syn blootsdraapen as parlen un rubinen: da geböört et sick wol, dat syn geschichte vertellt un wedder vertellt ward van öllern op kinder, as ick se nu vertelln will uut ole gloofwürdige schristen in de ole gude true lichde leewe spraak, de man damals sprook un de unse land noch sprickt.“

Die dritte Schrift ist die Lebensgeschichte Heinrichs von Zütphen, die der bekannte Bremer Historiker Friedrich Iken, bis 1902 Pastor am Armen- und am Krankenhause, im Jahre 1886 herausgegeben hat, die einzige größere, im wesentlichen zuverlässige Arbeit über den Bremer Reformator, die wir besitzen. Eine sorgfältige Durcharbeitung dieses wertvollen kleinen Werkes ist für jeden, der sich mit Heinrichs Lebensgeschichte näher bekannt machen will, unerlässlich.

Nun zu Heinrich von Zütphen selbst!

An dem durch die niederländische Provinz Geldern fließenden Mündungsarm des Rheins, die Yffel (spr. eißel) genannt, liegt noch heute die etwa 20 000 Einwohner zählende Stadt Zütphen (spr. süttfen). Dort stand der Überlieferung nach die Wiege unseres Reformators. Daß über seine Kindheit und seine Jugendzeit keinerlei Nachrichten auf uns gekommen sind, rührt vielleicht zum Teil daher, daß seine Vaterstadt während des Freiheitskrieges der Niederländer im Jahre 1572 von Herzog Alba niedergebrannt worden ist, wobei wahrscheinlich alle wertvollen Archive vernichtet worden sind. Jeder Mensch trägt Spuren des

Bodens an sich, auf dem er gewachsen ist. Ganz nahe bei Zütphen, in Deventer, lag der Stiftungssitz der „Brüder des gemeinsamen Lebens“, einer im Gegensatz zu den vielfach verweltlichten Klöstern auf innige Frömmigkeit, auf Bekanntschaft mit der heiligen Schrift und auf erbauliche Predigt und Unterricht des Volkes dringenden Bruderschaft. Aus ihr war der wahrhaft fromme Thomas a Kempis hervorgegangen, dessen Buch von der Nachfolge Christi noch heute in tausenden von Häusern, auch evangelischen, wertgeschätzt wird. Ihr entsproß auch ein edler Gelehrter, der schon hundert Jahre vor unserm Heinrich seiner Vaterstadt Zütphen zu hohem Ansehen verholfen hatte: Gerhard, auch Zerbold von Zütphen genannt. Kenne ich sodann noch als Vertreter einer frei aufstrebenden theologischen Gelehrsamkeit die Namen eines Johann Wessel aus Groningen und des bedeutendsten aller Humanisten, Erasmus von Rotterdam, so ist mit dem allen der Boden gekennzeichnet, in welchem die Persönlichkeit des Bremer Reformators wurzelte.

Freilich trat Heinrich nicht in eines jener Brüderhäuser ein, sondern er wurde wie Luther Mitglied des Augustinerordens; aber gerade dieser war in jener Zeit durch edle Männer wie Proles und Staupitz zu einem großen religiösen Ernst und einer strengen Askese emporgehoben worden. Daß der Orden Heinrichs geistige Bedeutung früh erkannt hat, läßt sich daraus schließen, daß er ihn schon im Alter von etwa zwanzig Jahren nach Wittenberg schickte, wo auf der dort 1502 gegründeten Universität vor allem die für die akademische Laufbahn verwendbaren Kräfte ausgebildet wurden. Seine Eintragung in die Wittenberger Universitäts-Matrikel im Jahre 1508

als „Bruder Heinrich aus Geldern von Zütphen des Augustinerordens“ bildet die erste urkundliche Nachricht, die wir über ihn besitzen. Aus den folgenden zwölf bis dreizehn Jahren wissen wir mit absoluter Sicherheit nur, daß Heinrich drei bis vier Jahre lang mit einem Freunde Luthers, Johann Lang, zusammen in Wittenberg studiert hat.

Mit gespanntem Eifer verfolgte der inzwischen, vielleicht nach einem kurzen Aufenthalt in Köln, in die Niederlande zurückgekehrte und vermutlich zum Prior am Augustinerkloster in Dordrecht beförderte Bruder Heinrich das Vorgehen Luthers. Immer höher loderte das Feuer empor, das an jenem 31. Oktober 1517 entzündet wurde. Eine große reformatorische Tat des kühnen Mönches folgte der andern, und das Lied der wittenbergischen Nachtigall, wie Hans Sachs Luther nannte, erklang bald durch alle Lande. Daß das Aufbäumen des tapfern Ordensbruders bei den Augustinermönchen auch an anderen Orten warme Teilnahme und vielfache Zustimmung erweckte, ist bei dem ernst religiös gerichteten Charakter des Ordens begreiflich. Es litt Heinrich nicht länger in der wasserdurchflossenen Ebene seines Heimatlandes; es zog ihn mit allen Fasern nach dem Ort Deutschlands, von dem die Sonne der Reformation ihre hellen, goldenen Strahlen aufflammen ließ: nach Wittenberg. Er mußte hin, und obgleich er schon selbst zu Ehren und Würden gekommen und bereits ins Mannesalter eingetreten war, er mußte zu Luthers Füßen sitzen, um Klarheit zu gewinnen über alles, was in ihm gärte und ans Licht drängte.

So finden wir im Jahre 1520 Heinrich zum zweiten Mal in Wittenberg, wo er wahrscheinlich

zwei Jahre hindurch bis zu seiner Rückkehr in die Niederlande im Sommer 1522 seine Studien fortsetzte. Ende des Jahres 1520 erlebte er hier am 10. Dezember die Verbrennung der Bannbulle vor dem Elstertor mit. Da stand der ernste, blasse Mönch, blickte hinein in die flackernde Glut und hörte die mit fester, klarer Stimme gesprochenen Worte Martin Luthers: „Weil du den Heiligen des Herrn (Christus) betrübt hast, so verzehre dich das ewige Feuer!“ Ob der lodernde Scheiterhaufen in ihm eine Ahnung davon aufsteigen ließ, daß er genau vier Jahre später an demselben Tage, dem 10. Dezember, selber auf den Scheiterhaufen geworfen werden würde? Es mochte kommen, wie es wollte; mit erhobenem Haupt stand Heinrich da; er war bereit, seinen Glauben überall und unter allen Umständen mannhaft zu vertreten und, wenn es sein mußte, sein Leben für ihn einzusetzen.

Einstweilen schmiedete Heinrich weiter an der geistigen Rüstung, die er für seinen Kampf gegen die Irrlehre und Mißbräuche einer entarteten Kirche nötig hatte. Er erklomm eine der akademischen Lehrstufen nach der andern, wurde Bakkalaureus ersten und zweiten Grades und erwarb im Winter 1521 auf 1522 mit der Lizentiatur das volle Recht, an der Universität theologische Vorlesungen zu halten. Luther würdigte seinen geistig hervorragenden Schüler seiner Freundschaft, und der gelehrte Praeceptor Germaniae, Philipp Melancthon, hing mit besonderer Liebe und Wertschätzung an dem gleichaltrigen Gesinnungsgenossen. Auch andere bedeutende Männer jener an geistigen Größen so reichen Epoche, wie Wenzeslaus Link, und besonders ein Landsmann Heinrichs, Jakob Probst, von dem wir noch Weiteres hören werden, waren eng mit ihm befreundet.

Die uns größtenteils erhaltenen Thesen, die Heinrich den bei seinen Prüfungen abgehaltenen Disputationen zugrunde legte, zeugen davon, daß er die reformatorischen Gedanken tief erfaßt hat und sie in einer eigenen Ausprägung vertrat.

#### Heinrich von Zütphen kommt nach Bremen.

Aus dieser anregenden, den Geist mit hohem Schwung emportragenden Gelehrtenarbeit wurde Heinrich im Sommer 1522 plötzlich herausgerissen. Als er von einem Vortrag, den er auf einem Augustiner-„Kapitel“ in Grimma gehalten hatte, nach Wittenberg zurückkehrte, fand er die Nachricht vor, daß in Antwerpen über seine Ordensbrüder und andere Christen eine schwere Zeit gekommen sei. Ihr geistlicher Leiter, Jakob Probst, der Prior des Augustinerklosters in Antwerpen, war am 5. Dezember 1521 von der Inquisition seiner reformatorischen Gesinnung wegen gefangen gesetzt worden. Man schleppte ihn nach Brüssel, um ihn dem Scheiterhaufen zu überliefern. Der ausgezeichnete Gelehrte aber war ein etwas zaghafter Mann; als er den Scheiterhaufen drohen sah, überfiel ihn des Petrus Schwachheit, und er verleugnete seinen Herrn. So ward er frei. Als bald verließ er den heißen Boden der Niederlande und wandte sich nach Wittenberg. Bittere Reue folterte ihn, und mit verdoppeltem Eifer vertiefte er sich in Luthers Lehre, die er später in Bremen als Mitarbeiter und Nachfolger seines Freundes Heinrich von Zütphen hat zur Herrschaft bringen helfen. Nach Antwerpen aber wagte er sich nicht zurück. Als nun dort die Augustiner schweren Verfolgungen ausgesetzt wurden, fühlte Bruder Heinrich sich berufen, ihnen geistlichen Beistand zu leihen; und nichts hielt den

mannhaften Vorkämpfer des evangelischen Glaubens zurück, die Pflichten in Antwerpen zu übernehmen, denen Jakob Probst sich in seiner Schwachheit entzogen hatte. Anfang Juni 1522 verließ er Wittenberg und traf bald danach in Antwerpen ein.

Obgleich ein großer Teil der Bevölkerung in den Niederlanden der neuen Lehre mit Wärme zugetan war, gab es doch noch viele Gegner, besonders in den Kreisen der Dominikaner und Franziskaner. Diese zeigten die Augustiner und vor allem den Bruder Heinrich beim Magistrat an, der zwar auf ein Einschreiten verzichtete, aber die Anzeige an die kaiserliche Statthalterin Margarete von Osterreich weiter gab. Sie erschien alsbald mit Truppen in Antwerpen; und in ihrem habfüchtigen Sinn bot sie der Bürgerschaft an, auf eine Verfolgung der Irrlehrer verzichten zu wollen, falls man ihr eine bedeutende Geldsumme auszahlen würde. Erbittert über solche Verstandlosigkeit gegen ihre heiligsten Empfindungen schlug die Bürgerschaft dieses Anerbieten ab. Die Antwort war die Gefangennahme Heinrichs. Da erhob sich die erregte Bevölkerung. Männer und vor allem Frauen zogen zu Tausenden nach dem Michaeliskloster, wo der verehrte Prediger gefangen saß, und zwangen seine Wächter, ihn herauszugeben. Indessen war seines Bleibens einstweilen nicht mehr in seinem Heimatlande. Es wäre nicht der richtige Weg gewesen, sich geradezu zum Martyrium zu drängen. Er beschloß, durch Holland und Westfalen nach Wittenberg zurückzukehren. Unterwegs war er mancherlei Verfolgungen ausgesetzt, und nur schwer entkam er nach Deutschland. Auch dorthin folgten ihm Steckbriefe der kaiserlichen Statthalterin, die sich indes als unwirksam erwiesen.

Da er keine Eile hatte, hielt er sich auf seiner Reise mehrfach auf; so hat er wahrscheinlich in Osnabrück in dem befreundeten Augustinerkloster Rast gemacht, und dann mochte es ihn locken, die alte Hansestadt Bremen, die mit Antwerpen rege Handelsbeziehungen unterhielt, kennen zu lernen. Genug, wir finden Heinrich Anfang November 1522 in unserer Stadt, in der er reichlich zwei Jahre, bis Ende November 1524 verblieb. Dieser Aufenthalt Heinrichs ist für die geistige Entwicklung Bremens von der größten Bedeutung geworden. Er kam den Bremern wie gerufen. Sein Name hatte ohne Frage schon von Wittenberg her guten Klang in Bremen und stand infolge seines weithin bekannt gewordenen mutigen Vorgehens in Antwerpen zweifellos in hohem Ansehen. Der Ratsherr Esich, Bauherr von St. Ansgarii, und mehrere Aelterleute richteten an Bruder Heinrich das förmliche Ansuchen, in Bremen das Evangelium zu verkündigen. Heinrich hat, wie wir wissen, grundsätzlich nur dann gepredigt, wenn er darum gebeten wurde; ohne Berufung tat er es nicht; blinder Eifer lag ihm völlig fern. Wenn er aber einen Ruf erhielt, so entzog er sich ihm nicht, mochte er auch Mühe und Kampf, ja Lebensgefahren mit sich bringen.

So sehen wir denn den Bruder Heinrich am 9. November 1522 als ersten Prediger des neu ans Licht gezogenen Evangeliums auf der Kanzel der Ansgarikirche stehn und zwar der Überlieferung nach in einer an der Südseite liegenden Kapelle, die gegenwärtig einem sehr profanen Zweck dient. Wie ein Lauffeuer eilte die Kunde davon durch die Stadt. Hunderte von Zuhörern fanden sich ein; die Kapelle ward überfüllt, so daß manche mit Leitern zum Dach emporstiegen,

um den Prediger hören zu können. Als ob Martin Luther selbst auf der Kanzel stände, so donnerten die Anklagen gegen die entartete Kirche, so läuteten die Glocken zu einem Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit. Als bald aber rührten sich auch die scharf angegriffenen Widersacher, die „Dompäpen, Monneken und Päpen“; sie wandten sich denunzierend an den Rat und verlangten Heinrichs Vertreibung. Der Rat lud die Bauherren von St. Ansgarii zur Verantwortung vor. Sie erklärten schlicht und schön: Sie wüßten nicht anders, denn daß sie einen frommen, gelehrten Prediger angenommen hätten, der sie das Wort Gottes lauter und rein lehrte. Wenn aber jemand beweisen könnte, daß er wider Gottes Wort oder sonst keßerisch gelehrt hätte, wollten sie ihn in keinem Wege leiden; wo nicht, so würden sie ihn zu schützen wissen. Auch Heinrich selbst ward vor den Rat zitiert, und seine Verantwortung machte so tiefen Eindruck, daß es zu einer stürmischen Auseinandersetzung zwischen seinen Freunden und den Gegnern der Reformation in der Ratsversammlung kam. Schließlich schlug die feierliche Erklärung des Bürgermeisters Meimern von Borken durch: Er hätte keine Lust zum Unfrieden, wüßte aber gewiß, was der Mönch predige, wäre die reine, lautere Wahrheit und dem Worte Gottes gemäß. Daß er denn dazu raten und helfen sollte, daß ein solcher Mann unverhört verstoßen werde, davor solle ihn Gott behüten.

Es war ein schwerwiegender Entschluß, den der Rat nun faßte: In der Hauptstadt des Landesherrn legte er seine Hand schützend auf das Haupt des kühnen Mönches, der den Thron untergrub, auf dem der Erzbischof saß! Das sichere Geleit, das der Rat

Heinrich angelobte, hat er ihm treulich gehalten in allen nachfolgenden Kämpfen. Immer klarer ward die innere Stellung des Rats zur Reformation, immer offensichtlicher sein Hinübertreten auf die Seite Luthers, wenn er auch in der Form vorsichtig korrekt den Rechtsstandpunkt wahrte: Er schützte formell lediglich das herkömmliche gute Recht der Ansgariigemeinde, einen Prediger zu berufen, der ihr das Evangelium verkündigen sollte und den zu entfernen der Erzbischof nur dann berechtigt wäre, wenn eine öffentliche Landtagsverhandlung ihn nach ordnungsmäßigem Verhör der Ketzerei zu überführen vermöchte.

#### Wirksamkeit und Befehdung Heinrichs in unserer Stadt.

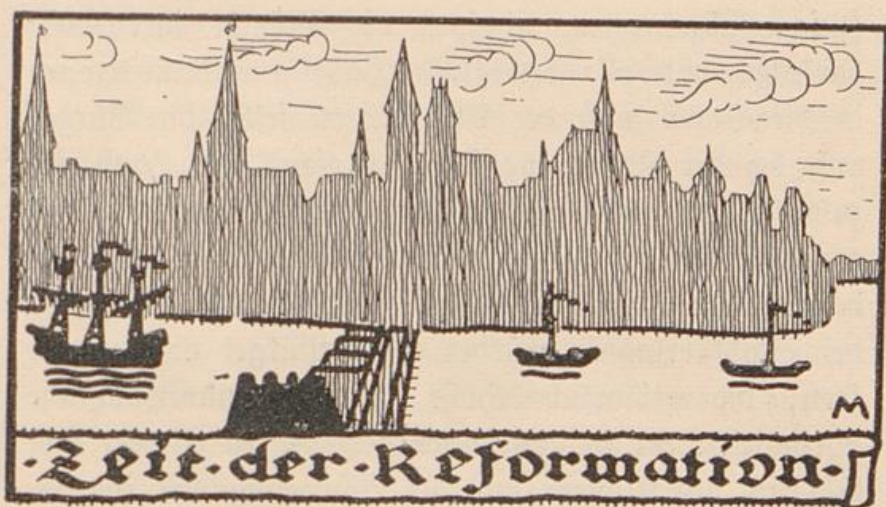
Kurz darauf erhielt Heinrich von Luther als dem Vertreter seines Ordensobersten die erbetene Erlaubnis, seine Wirksamkeit in Bremen fortsetzen zu dürfen. Nun hatte er die Bahn frei. Tagtäglich erscholl sein machtvolles Wort in der Ansgariikapelle, und als sich diese bei dem ungeheuren Andrang des Volkes als zu klein erwies, nach der Chronik von Dilich auch in der Kirche selbst. „Niemand vorher und nachher“, sagt Bremens Geschichtschreiber, von Bippen, „hat eine einzelne Persönlichkeit einen so tiefgreifenden Einfluß auf das geistige Leben Bremens ausgeübt, wie dieser junge Mönch, der nur zwei Jahre lang in unseren Mauern gewelt hat.“ Mit dem ganzen Feuer der Jugend, mit einer Überzeugung kündenden und wahren Glauben weckenden Beredsamkeit warf Heinrich die Gedanken Luthers in die Herzen des Volkes hinein, und wie im Sturm eroberte er die große Mehrheit der Bürger für die heilige Sache des Evangeliums.

Selbstverständlich gab es nun einen Kampf auf Leben und Tod zwischen den Anhängern Roms und den Neuerern. Es genügt, summarisch darüber zu berichten, ohne alle Einzelheiten mitzuteilen. Der Erzbischof war ein Jahr zuvor persönlich in Worms auf dem Reichstag gewesen; das Edikt aber glaubte er in Bremen nicht veröffentlichen zu brauchen in dem Wahn, soweit nach dem Norden hin würde die Luthersche Ketzerei ihre Fänge wohl nicht strecken. Als er nun die Auslieferung Heinrichs verlangte und sich dabei auf das Wormser Edikt berief, konnte der Rat noch im Dezember 1522 erklären, von diesem keine Kenntniss erhalten zu haben. Einen deutlichen Wink, sich der auferlegten schweren Buße dadurch zu entziehen, daß man dem unbequemen Mönch zur Flucht verhelpe, ließ der Rat unbeachtet, und Heinrich selbst wäre der letzte gewesen, sich zu solcher Fahnenflucht bereit zu erklären. Luther ermunterte die Bremer durch liebevolle Briefe zu standhafter Treue. Und sie hielten zur Stange. Der Erzbischof mochte wüthen; er erreichte nichts. Da entschloß er sich, zur Erledigung der ärgerlichen Auseinandersetzung ein Provinzialkonzil zu berufen. Es sollte am 10. März 1523 in Buxtehude abgehalten werden. Heinrich wurde durch öffentliches Ausschreiben vorgeladen; aber da der Wortlaut der Ladung schon seine Verurteilung enthielt, so wäre Heinrich ein Tor gewesen, wenn er nach Buxtehude gegangen wäre. Nur etliche Thesen schickte er hin, über die die Herren disputieren mochten. Die aber dachten: Thesen hin, Thesen her! Den Mönch wollen wir fangen; was nützt das Reden! Und zogen unverrichteter Dinge wieder heim.



Der Erzbischof mochte anfangen, was er wollte, er kam nicht zum Ziel. Als er nun endlich (am 21. März) das Wormser Edikt an das schwarze Brett nageln ließ, war es schon zu spät. Gleich darauf wurde nämlich der Nürnberger Reichstagsabschied bekannt, der die Ausführung jenes Edikts ablehnte und vorschrieb, bis zur Schlichtung der religiösen Streitigkeiten durch ein allgemeines Konzil solle nichts gelehrt werden, als das lautere Evangelium. Sofort kehrte der Rat, die völlig veränderte Sachlage geschickt benutzend, den Spieß um, indem er den Erzbischof ironisch aufforderte, diesem Reichstagsbeschuß gemäß fleißig auf die Prediger zu achten, daß die evangelische Wahrheit rein verkündigt und nicht unterdrückt werde.

Da sah Christoph ein, daß mit Worten nichts gegen die halsstarrigen Bremer auszurichten sei. Seine einflußreichen Brüder und Vettern rieten ihm, mit seinen widerspenstigen Untertanen kurzen Prozeß zu machen und einfach mit Waffengewalt seinen Willen durchzusetzen. Aber die Bremer erfuhren



davon und sorgten vor. Der Stadtgraben wurde vertieft, der Wall verstärkt; außerhalb der Stadtmauern wurden durch die übereifrigen Bürger Häuser niedergelegt und alles weggeräumt, was bei einer Belagerung gefährlich werden konnte. Mit dem Bau von zwei starken Zwingern, der sogenannten Braut jenseit der Weserbrücke und dem Zwinger am Stephantor wurde begonnen. Am meisten aber beunruhigte die Väter der Stadt das vor dem Ostertor gelegene Paulskloster. Wenn der Feind das nahm, konnte er von dieser hochgelegenen Feste aus die Stadt bequem mit seinen Kanonenkugeln und Brandpfeilen überschütten. Und wie leicht konnten die Mönche dort den Feinden des Reformationswerkes die Tore öffnen!

Die weitere Entwicklung dieser Angelegenheit ist eine Tragikomödie. Der Abt des Paulsklosters mochte fürchten, daß dieses am meisten unter der gegenseitigen Beschießung zu leiden haben würde. Er erbot sich deshalb freiwillig, das Kloster mit Hilfe der Bürger abzubrechen, wenn ihm gestattet würde, es innerhalb der Stadt wieder aufzubauen. Ohne eine förmliche

Zusage abzuwarten, brachten die Mönche ihre Kostbarkeiten und alle bewegliche Habe aus dem Kloster in die Stadt, und der Abt forderte selbst die Bürger auf, bei der Zerstörung seines Klosters mit Hand anzulegen. In seiner behaglichen Benediktinerruhe hoffte er wohl, auf die Gutmütigkeit der Bremer spekulierend, daß sie ihm dann um so eher einen Neubau innerhalb der Stadt erlauben würden. Die Bürger aber waren froh, die gefährliche Höhe auf solch unverfängliche Weise loszuwerden und halfen herzensgern mit bei dem Abbruch des Klosters und der Abtragung des Hügel, auf dem es stand. Das geschah Ende August 1523. An eine Wiedererrichtung des Klosters in der Stadt dachten die Bremer natürlich um so weniger, als die reformatorischen Gedanken schon in breiten Schichten Wurzel gefaßt hatten; zudem konnte der Rat sich darauf berufen, daß satzungsgemäß nur die Franziskaner und Dominikaner innerhalb der Stadtmauern geduldet werden dürften. Erbittert verließ der Abt die Stadt und begab sich in das Lager der Gegner des Bremer Rats, die Sache nun so darstellend, als wäre er hinterlistig zum Verlassen des Klosters beredet worden. Obgleich es den Bremern nur auf eine strategische Maßnahme angekommen war, wurde die Zerstörung des Paulsklosters überall als ein Sakrileg, als Sturm auf ein Heiligtum ausgeschrieben. Die Gegner machten letzten Endes den Bremer Reformator Heinrich von Züpthen für die Tat verantwortlich; und die Erbitterung des Erzbischofs und seiner Freunde gegen ihn und den Bremer Rat erreichte den Siedepunkt.

Die Bremer aber setzten unbekümmert um den Zorn ihres entarteten Landesherrn das Reformationswerk fort. Auf Veranlassung des Rats wählten die

Bürger eine Kommission von zehn energischen Männern, die, vom Rat mit behördlichem Ansehen ausgestattet, mit den geistlichen Behörden verhandeln und Vorschläge zur Abhilfe machen sollte. Sie ging gegen die aufhehenden Predigten der Mönche vor, forderte vom Dompropst Prediger, die das Evangelium verkündigten und verlangte die Einführung der deutschen Taufe und der Darreichung des heiligen Abendmahls unter beiderlei Gestalt. Ihre Anträge wurden wiederholt abgelehnt, und so schritt man zur Selbsthilfe.

Da der Pfarrer der Liebfrauenkirche seine Pflichten völlig vernachlässigte und die von ihm eingesetzten Vikare sich weigerten, das Evangelium zu predigen, beriefen die Pfarrleute auf Heinrichs Empfehlung seinen und Luthers Freund, den schon genannten Jakob Probst, als Prediger an die Liebfrauenkirche. Dieser grundgelehrte, aber vordem zaghafte Mann hatte sich immer mehr zu einem namhaften Vertreter des Reformationswerkes entwickelt. Die Entschlossenheit, Luthers Gedanken zur Tat werden zu lassen, hatte er auch dadurch bekundet, daß er als einer der ersten unter den zur Reformation übergetretenen Geistlichen den Bölibat durchbrach, indem er sich mit einer Freundin Katharinas von Bora verehelichte. Dadurch gewannen seine Beziehungen zu Luther sehr an Herzlichkeit; sie sind bis zu Luthers Tode von beiden Seiten treu gepflegt worden. Daß aber Jakob Probst es wagte, mit seiner Hausfrau feierlich in seinen neuen Wirkungskreis einzuziehen, erregte ungeheures Aufsehen weit über Bremen hinaus. Ein verheirateter Geistlicher war etwas so Neues, Unerhörtes, daß die Gegner des Evangeliums auf Bremen als auf die Stadt des Antichrists mit Fingern wiesen. In Bremen aber

lernte man bald den stillen, segensreichen Einfluß des evangelischen Pfarrhauses mit seiner traulichen Häuslichkeit und seinem tätig teilnehmenden Verständnis für alle Freuden und Leiden des Familienlebens kennen.

So war nun die Sache der Reformation in Bremen durch zwei eifrige, bedeutende Männer vertreten und nahm raschen und vertieften Fortgang. Auch der Rat trat immer entschlossener dafür ein: Als die Dominikaner in der Katharinenkirche eine wüste Heze gegen die Predigt des Evangeliums begannen, verwies er den Prior, den Lesemeister und zwei Mönche als die schlimmsten Eiferer aus der Stadt.

Daß ein ungeheurer Mut und eine nur aus felsenfester Überzeugung zu erklärende Energie dazu gehörte, das in dieser Gegend noch im ersten Aufstreben begriffene Reformationswerk so entschieden zu vertreten, kommt uns heute, da wir den Erfolg der Gesamtbewegung kennen, nicht mehr ohne weiteres zum Bewußtsein. Und doch können wir uns in unseren Tagen ganz besonders gut in die gewaltige Bewegung und die Empfindungen des deutschen Volkes zu jener Zeit hineinversetzen, da wir uns gegenwärtig in einer ganz ähnlichen Lage befinden, wie es damals. Seit Luthers Tagen ist ja die deutsche Volksseele nicht so machtvoll im Innersten wachgerüttelt worden wie in diesen Tagen des Weltkrieges. Wie damals, so ist es heute: Etwas ganz Neues war im Werden, eine völlige Umgestaltung aller Verhältnisse. Wie es werden würde, konnte kein Mensch mit Bestimmtheit voraussehen. „Ich hab's gewagt!“ Dieses Lösungswort Ulrichs von Hutten galt für alles, was damals von den führenden Geistern unternommen wurde.

Markierung  
der  
Revolution  
1919

Auch heute kann niemand sagen, wie nach einem Jahre, wie nach fünf Jahren die Dinge in aller Welt sich gestaltet haben werden. Wir spüren nur den Pulsschlag einer Zeit, so groß, so bedeutsam, wie wir sie nie wieder erleben werden. Wir brennen jeden Tag vor Begier, zu sehen, wie wieder ein Granitblock auf die schon gelegten geschichtet wird, und wir wissen alle: mannhafter Wagemut, klare Besinnung und ein warmes Herz gehören in jedes Mannes Brust, der beim Aufschichten der Quadern tätig zu sein berufen ist. Der erste Februar des Jahres 1917 ist in Parallele zu setzen mit dem 17. Oktober 1517 und dem 10. Dezember 1520. Was diese auf geistigem und kirchlichem Gebiet waren, das ist der erste Februar 1917 auf politischem. Wie damals der Weltmacht Rom, die eine ungeheure Gewalt über die Geister und Gemüter der Menschen ausübte, der Fehdehandschuh hingeworfen wurde, so unternimmt es heute das deutsche Volk, das weltbeherrschende England von seinem Thron zu stoßen, seine die Gemüter der Völker beherrschende Macht zu brechen und eine völlige Neuorientierung der Weltlage herbeizuführen. — —

Erzbischof Christoph erkannte, daß er jetzt handeln müsse, wollte er seine Sache in Bremen nicht verloren geben. Da die Wurster Bauern sich offen gegen ihn empört hatten, unternahm er zunächst im Sommer 1524 einen Kriegszug gegen ihr Land. Es gelang den wohlbewehrten Landsknechten bald, der Bauern Herr zu werden; grausam wurde der Aufstand niedergeschlagen und das Land geplündert. Die Bremer aber besorgten mit Recht, daß sich das achttausend Mann starke Heer des Erzbischofs nach Erledigung dieser Aufgabe gegen

*Landes  
macht  
gelungen*

ihre Stadt wenden würde. Man verstärkte deshalb die Festungswerke und brach die vor den Toren gelegenen Kapellen St. Michaelis und St. Johannis des Macten ab, damit sie dem Feinde nicht als Stützpunkte dienen könnten. Das ließ natürlich den Vorwurf der Tempelstürmerei, den man wegen der Zerstörung des Paulsklosters gegen die Bremer erhoben hatte, verstärkt wieder aufleben. Es dauerte in der That nicht lange, da kehrten die erzbischöflichen Landsknechte auf dem Rückmarsche aus dem Lande Wursten ihre Waffen gegen Bremen. Zu einer Unternehmung gegen die Stadt selbst freilich waren sie nicht stark genug; aber im Landgebiet wüteten sie mit Brand und Mord. Als nun die Bremer einen Ausfall aus der Stadt gegen sie unternahmen, wurden sie mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Mit vier erbeuteten bremischen Geschützen zogen die Landsknechte dann ab, einen andern kriegerischen Auftrag zu erfüllen. Der Erzbischof aber prahlte in einem Schreiben an den Papst mit seinem großen Siege, den er über die Lutheraner erfochten habe.

#### Heinrich verläßt Bremen und geht nach Dithmarschen.

Hatte diese Unternehmung dem Reformationswerk in Bremen kaum nennenswerten Schaden getan, so drohte ihm kurz darauf von seinem besten Vorkämpfer ein empfindlicher Schlag. Wie ging das zu?

Heinrich von Bütphen hatte in seiner kräftigen, aber von allem Fanatismus freien Weise fortgefahren zu predigen. Er hatte das Volk aufgeklärt über die irrige Auffassung, die die römische Kirche mit der Bischofs- und Priesterweihe verband, bezeichnete — in jener Zeit

der päpstlichen Medizäer-Mißwirtschaft begreiflich — den Papst geradezu als den Antichrist, die Bischöfe als Diebe, Räuber und Seelenmörder, verkündete wie Luther das allgemeine Priestertum der Gläubigen, wollte die Geistlichen dem gleichen Recht und den gleichen Pflichten — also auch der Steuerpflicht — unterworfen wissen, wie die Laien, verwarf den Marienkult, den Heiligen- und Bilderdienst und die Lehre von der Messe, die nur eine menschliche Erfindung sei, ersonnen zur Bereicherung der Priester und Mönche, ebenso die Lehre vom Fegfeuer, vom Fasten und von Wallfahrten, und trat für das Bischofsrecht des Rats als der obersten Behörde auch der Geistlichen ein. Vor allem aber betonte er die reformatorischen Grundgedanken: Mit unseren guten Werken gewinnen wir das ewige Leben nicht; denn es heißt Jesaja 63: „Unsere Gerechtigkeit ist wie ein beslecktes Kleid“; allein durch den Glauben, der gute Werke gebiert, werden wir selig. Nicht Furcht soll uns treiben, die Gebote Gottes zu erfüllen, sondern die Liebe Christi; denn diese allein ist der mächtige Quell alles Guten.

Seine Predigt wirkte dermaßen überzeugend, daß sogar römische Geistliche, die als Spione in seine Gottesdienste geschickt worden waren, andern Sinnes wurden, ihren Auftraggebern erklärten, sie hätten zeit- lebens so etwas nicht gehört, und dringend baten, man möge das Wort Gottes doch nicht verfolgen. Selbst von den geschwornen, bittersten Feinden aller Ketzerei, den Dominikanern und Franziskanern, traten etliche zu ihm über, legten das Mönchsgewand ab und predigten das Evangelium.

Daß Heinrich von Zütphen unter diesen Umständen der Bürgerschaft Bremens ein werter, teurer Mann geworden war, leuchtet ohne weiteres ein. Da zuckte eines Tages wie ein Blitz aus heiterm Himmel die Nachricht durch die Stadt: Bruder Heinrich hat Bremen heimlich verlassen! Weshalb? Was trieb ihn weg? Keine äußere Gewalt; ein Hilferuf war an sein Ohr gedrungen, und dem mochte er sich nicht entziehen. Nicht kam der Ruf aus einer großen Stadt, deren Ruhm seinen eignen Namen weit hinausgetragen haben würde in alle Welt. Um eignen Ruhm war es einem Heinrich von Zütphen nicht zu tun. War es auch nur ein Bauernvolk, aus dem der Ruf zu ihm erklang — es waren Menschenseelen, denen er Hilfe schuldete.

*Dithmarscher*

Und das Volk, das ihn rief, war es wert, daß man sich um es mühte, ja daß man sein Blut darum wagte, das Volk der Dithmarsen oder Dithmarschen. Es war ein überaus wehrfähiger und freiheitliebender Volksstamm, der seine Selbständigkeit gegen Herzöge und Könige verteidigt hat. Ja, als der deutsche Kaiser selbst dieses Bauernvolk dem Dänenkönig zu Lehen gab, erhob es kühn auch gegen des Kaisers Willen das Haupt, schlug unter der Losung „Siegen oder sterben!“ im Jahre 1500 bei Hemmingstedt die von dem Dänenkönig Johann angeworbene, dreißigtausend Mann starke „große Garde“ und vernichtete sie völlig, so daß das stolze Danebrogbanner in die Hände der Bauern fiel und König Johann mit Mühe sein Leben rettete.

Nur einem Fürsten waren sie in Treue verbunden und stellten sich unter seinen Schutz, freilich auch ihm gegenüber ihre eigentümlichen Rechte und Freiheiten

während; das war der Erzbischof zu Bremen. Er machte Meldorf, neben Heide der bedeutendste Ort in Dithmarschen, zum kirchlichen Mittelpunkt und ernannte Bögte aus den angesehensten Geschlechtern, die das Land regierten. Die oberste Behörde in Dithmarschen bildete das Kollegium der Achtundvierzig, in das jeder der vier Gauen des Landes je zwölf Mitglieder auf Lebenszeit erwählte; dieses war auch die höchste Gerichtsinstanz und tagte im Flecken Heide. An ihren alten Anschauungen und Sitten hingen die Dithmarscher mit großer Zähigkeit, ähnlich wie ehemals die Sachsen zur Zeit Widukinds, als das Christentum eingeführt werden sollte.

Etliche aus diesem Volk hatten einen Einblick gewonnen in die großen Gedanken, die von Deutschland her die Welt durchwogten. So hatte der Priester Nikolaus Boye in Meldorf eine Zeitlang in Wittenberg zu Luthers Füßen gesessen und verkündigte nun in seiner Heimat die neue Lehre. Es gelang ihm auch trotz des Widerstandes, den er — besonders genährt durch die Dominikanermönche, die in Meldorf ein großes Kloster besaßen — im Volke fand, einige Anhänger für das Luthertum zu gewinnen; aber die Bewegung wollte nicht recht in Fluß kommen. Da schrieb er an den kraftvollen Reformator Bremens und bat ihn, nach Dithmarschen zu kommen und wie Ansgar, der große Apostel des Nordens, in dessen Kirche Heinrich predigte, bei ihnen im Norden das Evangelium zu verkündigen.

Heinrich hörte aus dem Rufe die Stimme Gottes; und alsbald stand sein Entschluß fest, ihm zu folgen. Einigen wenigen seiner Freunde vertraute er sich an; er wußte, die Gemeinde würde ihn nicht ziehen lassen,

wenn er sie befragen würde. Wohl suchten jene ihn zu bereden, sich der noch ungefestigten Gemeinde nicht zu entziehen. Er aber entgegnete: er müsse hin, wo Seelennot sei. Es sei unrecht, daß er in Bremen gute Tage habe, wo Frauen und Kinder bereits die Irrtümer des Papsttums klar erkannten. Er müsse hin, wo das Kreuz sei und darin seinem Herrn Christo nachfolgen; gönne ihm der das Leben, so wolle er nach einem oder zweien Monaten wieder nach Bremen zurückkehren; habe es aber der Herr anders beschlossen, so sei er auch damit wohl zufrieden. Das einzige, worin er dem Rat seiner Freunde folgte, war, daß er heimlich in weltlicher Gewandung durch das Erzstift zu reisen beschloß, um nicht etwa unterwegs schon ein Opfer der Feinde zu werden, die ihm überall auf-lauerten.

Einsam verließ Heinrich am 28. November die Stadt, die seiner zweijährigen Wirksamkeit eine völlige Umwandlung ihres innern Wesens zu verdanken hatte. Ein echter Jünger seines Heilandes, ein rechter Nachfolger der großen Missionare der Deutschen, eines Willibrord, eines Bonifatius u. a., die in todesmutiger Entschlossenheit allein mitten unter die Feinde ihres Glaubens gingen, zog er seines Wegs dahin. Glücklicherweise langte er in Meldorf an. Am 4. Dezember bestieg er dort zum ersten Mal die Kanzel und redete zu einer großen Zuhörerschaft. Seine Predigt machte einen so gewaltigen Eindruck, daß die Gemeinde nach Luthers Bericht „ganz entzündet“ ward. Auch am Nachmittag predigte er, und als er am Dienstag nochmals redete, „strömte das Volk fast aus allen Winkeln zusammen“, wie Jakob Probst an Luther schrieb. In wenigen Tagen hatte er die Meldorfer für das Evangelium gewonnen.

### Heinrichs Märtyrertod.

Aber schon standen über seinem Haupt dunkle Gewitterwolken. Der Prior der Meldorfer Dominikaner, Augustinus Torneborch, war ein Mann von so gewaltthätiger Entschlossenheit, wie in ganz Bremen kein einziger unter Heinrichs Gegnern zu finden gewesen war. Er verschaffte sich sofort nach Heinrichs Ankunft in Meldorf beim achtundvierziger Ausschuß in Heide ein Verbot für die Meldorfer, den fremden Mönch predigen zu lassen. Nikolaus Boye aber, der einem der alten Bauerngeschlechter angehörte und des Landes Recht und Brauch genau kannte, erklärte, die Achtundvierziger hätten kein Recht, sich in Kirchensachen zu mengen; die Gemeinden hätten volle Freiheit, predigen zu lassen, wen sie wollten. Da beschloß Heinrich, sich an das Verbot nicht zu kehren. Man müsse Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Wolle es Gott, daß er im Dithmarserlande sterbe, so sei der Himmel hier ebenso nahe wie anderswo; er müsse ja doch einmal um des Wortes Gottes willen sein Blut vergießen. Die Meldorfer waren empört über den Eingriff in ihre Rechte, als sie davon erfuhren, und beschloßen, in Heide bei den Achtundvierzigern vorstellig zu werden. Solches geschah und zwar so geschickt, daß die Achtundvierziger sich dahin einigten, der Sache ihren Lauf zu lassen, bis das auf Ostern in Aussicht stehende allgemeine Konzil über die Sache Luthers entschieden haben würde.

So lange aber mochte der fanatische Torneborch nicht warten. Er fürchtete, bis dahin hätte Heinrich mit seiner flammenden Beredsamkeit so viel Boden gewonnen, daß die Ketzerei nicht mehr auszurotten sein würde. Da er offen und mit Hilfe der ordnungs-

mäßigen Regierung des Landes nicht zum Ziel kommen konnte, ging er im Bunde mit seinen Helfershelfern bei Nacht und Nebel gegen den verhaßten Gegner vor. Es gelang ihm, am Abend des 9. Dezembers in aller Heimlichkeit etwa fünfhundert bewaffnete Bauern zusammenzubringen. Die Bedenken, welche die Männer anfangs gegen die ihnen zugemutete Mordtat erhoben, wurden mit kräftigen Gegenreden niedergeschlagen und der letzte Rest von Gewissenskrupeln in einigen Tonnen Hamburger Biers ertränkt, die Torneborch freigebig spendete.

Als die Leute um Mitternacht endlich in dem gewünschten Zustand waren, daß von ihnen das Kreuzeswort des Heilandes wieder einmal gelten konnte: „Sie wissen nicht was sie tun“, da trat Torneborch an ihre Spitze und führte sie nach Meldorf. Man umstellte das Pfarrhaus, worin der Pfarrer Boye und sein edler Gast den Schlaf des Gerechten schliefen. Ein Verräter, der im Pfarrhause gut bekannt war, machte den Wegweiser. Die trunkenen Leute rissen Boye und Heinrich aus ihren Betten, plünderten das Pfarrhaus und zertrümmerten, was sie nicht mitnehmen wollten. Boye schlugen sie halb zuschanden; Heinrich aber schleppten sie mit sich fort. Barfuß, im Nachtgewand mußte er, mit den gefesselten Händen an den Schweif eines Pferdes gebunden, auf gefrorenem Boden durch die Winternacht nach Heide laufen. Seine Füße bluteten von den scharfen Rändern des Eises, das sich über den Pfützen gebildet hatte; und unter den unterwegs erlittenen Mißhandlungen drohte er fast zusammenzubrechen. In einer 1525 erschienenen plattdeutschen Übersetzung der von Luther verfaßten Lebensgeschichte Heinrichs wird schlicht und ergreifend erzählt: „Alse

dith schach (geschah), do stunt ein Frouwe (eine Frau) in erer husdör unde sach (sah) dessen Glende unde Jammer unde begünde bitterliken to wenende (zu weinen). Da sede (sagte) de gude Broder Hinric to er: „Lewe Frouwe, weset tofreden unde wenet nicht awor mi, wente (weil) idt is Gades (Gottes) Wille.“

Wir sind es gegenwärtig gewohnt, von Roheiten der schlimmsten Art zu hören und sind infolgedessen etwas abgestumpft dagegen; aber was dort in Heide während der Nacht und am andern Morgen auf dem Marterplatz vor dem Flecken jener entmenschte Haufe an dem wehrlosen Opfer seiner grundlosen Wut verübt hat, ist so entsetzlich, daß ich darauf verzichte, es im einzelnen zu schildern. In dem allen aber bewährte Heinrich seine adlige Gesinnung. Eins seiner letzten Worte war das Gebet: „Vater, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie tun. Dein Name ist allein heilig, himmlischer Vater!“ Da das Feuer des Scheiterhaufens, auf den man den Märtyrer endlich warf, wegen der Masse des verwendeten Holzes und Torfes nicht brennen wollte, wurde er schließlich mit würgenden Stricken, mit Stichen und Hammerschlägen zu Tode gequält. Das geschah am 10. Dezember des Jahres 1524, am zwölften Tage, nachdem Heinrich Bremen verlassen hatte.

Man mag sich darüber wundern, daß die Meldorfer das alles geschehen ließen, ohne eine Hand dagegen zu rühren. Aber wer unsere niederdeutsche Bevölkerung kennt, der weiß, daß sie sich schwer entschließt, aus eigenem Antriebe eine derartige Sache in die Hand zu nehmen. Zudem hatte Heinrich nur wenige Tage unter ihnen gewirkt; die Gedanken der Reformation

waren ihnen noch nicht zu einer Lebensnotwendigkeit geworden; ihr Führer aber, Nikolaus Boye, lag todeswund darnieder. So waren die Meldorfer schlechtthin niedergedonnert und wie gelähmt, als sie am andern Morgen erfuhren, was sich zugetragen hatte. Aber wie denn ja die Frau durchweg wärmer und rascher empfindet als der Mann und häufig auch rascher von Entschluß ist als er, so rettete eine Frau auch dort die Ehre der Meldorfer. Es war die Schwester eines der wütendsten Helfershelfer Torneborchs; Luther hat ihren Namen der Nachwelt überliefert; er erzählt: „Da ging hinzu eine gute christliche Frau, Klaus Jungens Frau mit Namen Wibe, wohnhaftig zu Meldorf, vor das Feuer und erbot sich, man sollte sie zur Staupen schlagen, auf daß ihr Zorn gebüßet würde. Dazu wollte sie tausend Gilden geben, man sollte den Mann nur wieder einsetzen bis auf den nächsten Montag, daß er von dem ganzen Land verhört würde und dann verbrannt.“ Aber es war nichts mehr zu retten: „Da sie das hörten, wurden sie rasend und unsinnig und schlugen die Frau zu der Erden, traten sie mit Füßen, schlugen mit aller Gewalt den guten Märtyrer Christi.“ Es rast der See und will sein Opfer haben; Bruder Heinrichs Todesmarter war beschlossen und wurde vollzogen.

In den Kreisen des Erzbischofs und seiner Anhänger erweckte die schnell sich verbreitende Kunde von dem Tode Heinrichs eine teuflische Freude: ihr Hauptgegner in Niedersachsen war beseitigt. In Bremen dagegen und bei allen Freunden der Reformation herrschte tiefer Schmerz. Vor allem trauerte Jakob Probst um den geliebten Freund und Berater. Er schickte einen Bericht über das Geschehene an Luther,

bat den Reformator, die Bremer durch einen Trostbrief aufzurichten und rief in wehmütiger Erinnerung an die eigene in Brüssel gezeigte Schwäche aus: „Ach, daß ich doch nur ein Tröpflein solcher Treue und Standhaftigkeit gehabt hätte, so ruhete ich jetzt sicher in Christo, während ich mich nun wälze in allerlei Elend, Trübsalen und Sünden!“ Luther war selbst auf das tiefste bewegt, schrieb aber (noch in demselben Jahre 1525) einen so erhebenden Trostbrief, daß die Bremer mit neuem Mut in die Zukunft blickten und mit frischer Kraft die Hand aufs neue ans Werk legten. Dem Briefe schloß Luther eine auf den Märtyrertod der Gläubigen bezogene Auslegung des neunten Psalms und eine kurze Erzählung der Lebens- und Leidensgeschichte Heinrichs an: „Von Bruder Henrico, in Diedmar verbrand.“ In seinem Briefe zählt Luther eine Reihe von Männern auf, die jüngst um des Evangeliums willen gestorben waren; und es mag uns Bremer wohl mit einem gewissen Stolz erfüllen, wenn er von unserem Reformator Henricus Südpfen erklärt, daß er unter diesen Blutzegen „am allerhellesten leuchtet“. „Diese und ihr gleichen sind es, die mit ihrem Blut das Papsttum samt seinem Gott, dem Teufel, ersäufen werden.“

Auf welcher hoher Warte Luther stand und von welchem Gesichtspunkt aus er Wirken und Leiden Bruder Heinrichs ansah, geht deutlich hervor aus folgenden Worten seines Trostbriefes: „Weil denn nun der barmherzige Gott euch zu Bremen so gnädig heimsucht und so nahe bei euch ist, dazu seinen Geist und Kraft so scheinbarlich unter euch in diesem Henrico erzeigt, daß ihr's greifen mögt, hab ich's für gut angesehen, seine Geschichte und Leiden an euch zu schreiben

und auszulassen, auf daß ich euer Herz ermahne in Christo, daß ihr nicht betrübt seid, noch seinen Mördern in Diedmar übel nachredet, sondern fröhlich seid, Gott danket und lobet, der euch würdig gemacht hat, solche seine Wunder und Gnaden zu sehen und haben. Denn seinen Mördern schon allzuviel und zu groß vergolten ist, daß sie ihre Hände so jämmerlich mit dem unschuldigen Blute besfleckt und sich vor Gott so hoch und schrecklich verschuldet haben, also daß vielmehr Not ist, über sie zu weinen und zu klagen, denn über den seligen Henricum, und für sie zu bitten, daß nicht alleine sie, sondern das ganze Diedmarisch Land bekehret werde, und zum Erkenntnis der Wahrheit komme.“ Daß der Tod Heinrichs dies bald zur Folge haben werde, spricht Luther zuversichtlich aus mit den schönen Worten: „Das ist ein guter Funke, von Gott angesteckt; da will wohl ein gut Feuer aus werden, wo ihr mit freundlichem, sanftem Geist daran handelt, daß er nicht ausgelöschet werde.“

Diese Voraussage erfüllte sich für Dithmarschen in überraschender Weise. Die Reformation machte unglaublich schnelle Fortschritte, und schon acht Jahre nach Heinrichs Tode wurde überall im ganzen Lande die Messe aufgehoben.

Bemerkenswert ist, daß außer Luther und einer Reihe anderer hervorragender Männer in Wittenberg besonders auch Melanchthon seiner hohen Wertschätzung und warmen Freundschaft für Heinrich von Bütphen in beredter Weise Ausdruck gab. Er nennt ihn einen „trefflichen, mit ausgezeichnetem Geist und Wissen begabten Mann“ und hat ein lateinisches, von Jken meisterhaft verdeutschtes längeres Epigramm in Distichen auf Heinrich gedichtet, in dem er u. a. von ihm sagt:

Alle Kräfte der Seele, sie atmeten Liebe zu Christo,  
 dem er von Herzensgrund gläubig sein Leben geweiht.  
 Und so war auch sein Wandel von so untadliger  
 Reinheit,  
 daß uns füglich sein Bild Muster der Tugenden ist.

#### Weiterer Ausbau des Reformationswerkes in Bremen.

Es war, als wenn die in Dithmarschen verübte Gewalttat eine größere Entschiedenheit der evangelisch Gesinnten in Bremen geradezu herausgefordert hätte, so umfassend und rasch fortschreitend waren die Maßnahmen, die eine völlige Durchführung der Reformation in Bremen bewirkten. Das wichtigste war zunächst die ausreichende Versorgung der Stadt mit evangelischen Predigern. Die erwähnte Zehnmännerkommission wurde erneuert, um das in die Hand zu nehmen. Ratsherren, Bauherren und Bürger wurden hineingewählt, die mit Eifer die Sache betrieben. Ihr Rat und ihre Mithilfe ist ohne Zweifel bei den Berufungen auswärtiger Prediger ins Gewicht gefallen. So berief die Martini-gemeinde wahrscheinlich unter Probsts und Luthers Mitwirkung den Niederländer Johann Timann von Amsterdam, auch einfach Johann von Amsterdam genannt.\* Der eigentliche Pfarrer der Gemeinde verzehrte seelenruhig seine Einkünfte in Rom und kümmerte sich um seine Gemeinde nicht, die er einem Vikar überließ. Mehr als dreißig Jahre hat Johann Timann in

---

\* Ein Bild Johann Timanns findet der Leser am Schluß; von Heinrich von Zütphen ist leider ein aus seiner Zeit stammendes Bild nicht vorhanden.

Bremen gewirkt. An geistiger Bedeutung war er Jakob Probst ebenbürtig; an Energie und organisatorischer Begabung überragte er ihn. Letztere befandete er vor allem bei der bald notwendig werdenden Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse. Leider hat er späterhin durch seine Streitsucht in Glaubensfragen das kirchliche Leben Bremens schwer geschädigt.

Um einen Nachfolger für den gemordeten Heinrich von Zütphen an St. Ansharii zu bestellen, wurde eine Versammlung in der Kirche abgehalten. Da auch die Geistlichen des Ansharii-Stifts zugegen waren und etliche ihrer Anhänger energisch für sie eintraten, kam es zu einer erregten Auseinandersetzung, wobei durch Schuld eines Evangelischen ein Katholik, der jenen durch seine fanatischen Reden aufs äußerste gereizt hatte, leicht verwundet wurde. Die Geistlichen sprachen infolgedessen das Interdikt über die Kirche aus, so daß für eine gewisse Zeit alles geistliche Amtieren in ihr verboten war. Aber da zeigte sich die zunehmende Ohnmacht der römischen Kirche: Die Gemeindekehrte sich nicht an das Verbot, sondern stellte nun gerade nicht nur einen, vielmehr zwei evangelische Geistliche bei ihr an. Ganz ähnlich ging es bei St. Stephani zu, wo infolge der von der Geistlichkeit verbotenen und dennoch vollzogenen kirchlichen Beerdigung eines evangelisch Gesinnten die Kirche mit dem Interdikt belegt wurde; auch hierher wurden zwei evangelische Prediger berufen.

In rascher Folge schlossen sich die übrigen Gemeinden und Kapellen dem reformatorischen Vorgehen an. Zugleich wurde der Kultus völlig erneuert, die Messe und der Bilderdienst beseitigt, der Gesang deutscher Kirchenlieder, die Taufe der Kinder in

deutscher Sprache und die Austeilung des heiligen Abendmahls unter beiderlei Gestalt durchgeführt. Das alles geschah im Lauf weniger Monate. Ende 1525 erklang das Messglöcklein nur noch im Dom, in den beiden Klosterkirchen und in einigen kleinen Kapellen; alle anderen Kirchen und Kapellen hatten den Gottesdienst nach dem Vorbild Wittenbergs eingeführt und evangelische Geistliche angestellt. Zwar versuchte der Erzbischof durch ein Schiedsgericht, das er mit der ganzen Feierlichkeit der römischen Kirche Anfang Oktober 1525 eine volle Woche lang in Bremen tagen ließ, der Sache eine andere Wendung zu geben; aber der Rat, der in Dr. Hieronymus Schurff aus Wittenberg einen trefflichen Wortführer gewonnen hatte, ließ sich nicht einschüchtern. Er sprach seine evangelische Überzeugung von der Bibel als der alleinigen Quelle und Richterin des Glaubens und von der Religions- und Gewissensfreiheit des Menschen so klar aus, wie noch nie zuvor. Er erklärte, auf die Gnade, die ihnen Gott durch die neuen Prediger gegeben habe, könnten die Bremer nicht verzichten. Auch könne er — der Rat — seinen Bürgern wohl in zeitlichen Dingen gebieten; aber in dem, was zu der Seelen Seligkeit gehöre, könne er sie nicht gegen ihr Gewissen zwingen. Der Erzbischof erreichte nichts als eine nochmalige Verschiebung der Entscheidung. Indes ließ er den dafür angeetzten Termin unbenutzt verstreichen; er sah die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen ein.

Statt dessen suchte er durch Gewalttätigkeiten seinem Ziel näher zu kommen. Am 2. Januar 1526 ließ er den auf der Rückkehr von Wittenberg nach Bremen begriffenen Prediger von St. Remberti, Johann Bornemacher, in Verden festnehmen und nach grausamer

Folterung auf dem Scheiterhaufen verbrennen. Kurz darauf ließ er ein Heer von fünftausend Landsknechten, das einen Feldzug gegen die abermals aufständigen Wurster ausgeführt hatte, auf dem Rückwege fünf Wochen lang die Stadt drangsalieren; es mußte wegen Hochwassers im Frühling 1526 abziehen. Das von beiden Seiten angerufene Reichsregiment stellte sich auf die Seite des Bremer Rats, verbot dem Erzbischof ferneren Landfriedensbruch, willigte aber nicht in seine Forderungen nach Wiederanstellung der abgesetzten katholischen Pfarrer, ein Beweis, daß zu jener Zeit vorübergehend bei den im Reich maßgebenden Stellen ein der Reformation günstiger Wind wehte.

Als dann zwischen Karl V. und dem mit Frankreich verbündeten Papste Krieg ausbrach, kräftigte sich die Lage der Evangelischen dermaßen, daß man auch in Bremen eine bessere Organisation der kirchlichen Verhältnisse in die Wege leiten konnte. Zuerst ging man noch in demselben Jahre 1526 an die sehr notwendige Neuordnung der Armenfürsorge. Bis dahin war ein wildes Bettelwesen an der Tagesordnung gewesen. Nach der Auffassung der römischen Kirche galt es für ein verdienstliches Werk, Bettler mit Almosen zu bedenken. Und was bettelte nicht alles! Nicht bloß Verarmte aus dem Volk, auch Domherren, Prälaten, Mönche und Pfaffen, wie aus jener Zeit berichtet wird, hielten es nicht für unwürdig, sich an die Mildtätigkeit der Bürger zu wenden, so daß die weltliche und vor allem diese geistliche Bettelei zu einer wahren Landplage geworden war. Nach dem Muster der in Liebfrauen schon 1525 eingeführten Einrichtung wurde nun eine „löbliche und christliche Ordnung für die Armen“ („loffliche und christlike Ordeninge vor de

Armen“) erlassen. Danach sollte in allen vier Hauptkirchen eine „Gotteskiste“ aufgestellt werden; die dadurch einkommenden Gelder waren von vier Diakonen unter Prüfung der jedesmaligen Verhältnisse an die Armen auszuteilen. Das Betteln wurde noch nicht völlig verboten; aber die Bürgerschaft wurde aufgefordert, nur denen zu geben, die ein Erlaubnisabzeichen dafür aufweisen konnten. Die Grundzüge dieser Neuordnung der kirchlichen Armenfürsorge haben sich in dem Maße als gesund bewährt, daß man sie bis in die Gegenwart in den Gemeinden beibehalten hat.

Noch eine andere schwierigere Aufgabe hatte Luther den evangelischen Gemeinden gestellt. In seiner 1524 „an die Ratsherren aller Städte deutschen Landes“ gerichteten Schrift fordert er auf, christliche Schulen zu gründen. Er mahnt: „Gott hat uns nun so reichlich begnadet und solcher Leute die Menge gegeben, die das junge Volk fein ziehen und lehren mögen, wahrlich so ist's not, daß wir die Gnade Gottes nicht in den Wind schlagen. Lieben Deutschen, kaufet, weil der Markt vor der Tür ist; sammelt ein, weil es scheint und gut Wetter ist; brauchet Gottes Gnade und Wort, weil es da ist!“ Das wirkte; überall rührten sich die evangelischen Behörden, der Mahnung des Reformators zu folgen.

In Bremen tat der Rat 1528 einen entscheidenden Schritt in dieser Richtung: er schloß die beiden Klöster. Wenn auch den Mönchen erlaubt wurde, in ihren Zellen weiter zu leben, so wurde ihnen doch untersagt, Messe zu lesen. Sie mußten sich, ob auch grollend, fügen. In einigen Räumen des umfangreichen Katharinenklosters wurde sodann eine Gelehrten-

schule eingerichtet, das erste städtische Gymnasium Bremens. Als Rektor der Schule, sowie als Lehrer für die lateinische, griechische und hebräische Sprache wurden hervorragende Kräfte von auswärts berufen. Die Einrichtung von Volksschulen indes blieb noch Jahrhunderte lang den kirchlichen Gemeinden überlassen. In dem zweiten, dem Johanniskloster, wurde nach etlichen Jahren ein Krankenhaus unter Leitung eines evangelischen Predigers eröffnet.

Im Jahre 1532 brach auch das letzte Bollwerk des Papsttums in Bremen, der römische Gottesdienst im Dom, zusammen, indem der Dom geschlossen wurde.

Auf die Entwicklung der politischen Verhältnisse jener Zeit, den Aufstand der hundertvier Männer in Bremen, die Gründung des schmalkaldischen Bundes, dem Bremen sofort beitrug, die vielfachen Bedrückungen, womit der Erzbischof die Stadt quälte und einzelne ihrer Bürger peinlich verfolgte, näher einzugehen, ist hier nicht möglich.

Kein Wunder, daß der Bremer Rat mit immer größerer Entschiedenheit die Bevormundung eines solchen Bischofs von sich abschüttelte. Schon im Jahre davor, 1533, hatte der Rat zum ersten Mal in aller Form die Obliegenheiten des Bischofs für sich in Anspruch genommen, die er seitdem bis auf diesen Tag ausgeübt hat: er erteilte den Geistlichen Bremens den Auftrag zum Entwurf einer Kirchenordnung. Im Herbst legte Johann Timann, der Hauptbearbeiter des Entwurfs, diesen zur Begutachtung in Wittenberg vor, und als Luther und Bugenhagen sich völlig damit einverstanden erklärt hatten, veröffentlichte der Rat die

neue Ordnung im Jahre 1534. Durch sie wurde den Gemeinden das bis heute geltende Recht der freien Predigerwahl sichergestellt; der Rat behielt sich nur das ebenfalls bis heute geübte Recht auf Bestätigung und Berufung der Erwählten vor. Er bildete hinfort die oberste kirchliche Behörde anstelle des Bischofs. Unmittelbarer Vorgesetzter der Geistlichen wurde im Auftrag des Rats der Superintendent, als welcher der älteste Geistliche, Jakob Probst, bestellt wurde; doch hat dieses Amt nur kurze Zeit bestanden. Im übrigen wurden durch das neue Kirchengesetz die Einrichtungen des Gottesdienstes, des Schul- und Armenwesens geordnet und auch Anweisungen über die Lehrtätigkeit der Geistlichen erteilt. Ausführlich verbreitet sich die Kirchenordnung über die evangelische Lehre von der Gerechtigkeit allein aus Glauben, von der Taufe, vom heiligen Abendmahl, vom Gebet und vom Verhalten in schweren Tagen. Interessant ist, daß schon damals eine Art Kirchensteuer eingeführt — oder richtiger wiedereingeführt — wurde in Gestalt des sogenannten Vierzeitenpfennigs, einer an den vier Hauptfesten von allen Gemeindegliedern zu erhebenden Kopfsteuer, die nach Bedarf zu erhöhen war.

Außer der Ordnung der Predigerwahl haben sich von den Bestimmungen der Kirchenordnung von 1534 durch die vier Jahrhunderte hindurch noch zwei weitere erhalten: Die kirchlichen Ämter der Bauherren und Diakonen und die Scheidung zwischen der weltlichen und der kirchlichen Seite des Eherechts. Vor allem die Beibehaltung des durch die Reformation neugeschaffenen Diakonenamtes, das an anderen Orten wieder aufgegeben wurde, ist etwas Bremen Eigentümliches; und der Unterschied zwischen der weltlichen

1710. 0. Predigerwahl  
 Rat oberste  
 Kirchliche  
 Behörde

Kirchensteuer

Eheverbot  
 Diakonen

und der geistlichen Seite in der Auffassung der Ehe, der durch die Kirchenordnung begründet, in den folgenden Zeiten beibehalten und während der Napoleonischen Periode durch die Einführung des nicht wieder aufgegebenen Zivilstandesamts noch schärfer fixiert wurde, hat in Bremen die 1876 erfolgende Einrichtung des Standesamts ohne irgend welche Schwierigkeiten ermöglicht, während diese in andern deutschen Staaten zu heftigen Kämpfen führte.

Die Geistlichen in den Landgemeinden, deren Ernennung durch den Rat erfolgte, wurden noch in demselben Jahre von diesem vorgeladen. Es wurde ihnen ein Leben und Wirken im Dienste des Evangeliums anbefohlen und jedem ein Exemplar der bei Michel Lotther in Magdeburg gedruckten Kirchenordnung überreicht. Sie fügten sich ohne Ausnahme der neuen Ordnung. Das Recht der freien Predigerwahl haben die Landgemeinden erst 1860 erhalten.

Es ist bezeichnend für die Ohnmacht, zu welcher der Erzbischof durch den Gang der Ereignisse in Deutschland verurteilt war, daß er noch in demselben Jahre veranlaßt werden konnte, die neue Kirchenordnung, wenn auch nur vorläufig, anzuerkennen. Michaelis 1534 unterzeichnete Christoph einen „Erbfrieden“, wonach er auf die Wiederherstellung seiner Rechte, ja selbst auf eine Erneuerung des römischen Gottesdienstes im Dom verzichtete bis auf ein „frei christlich concilium, von gemeinen Ständen des Reiches einträchtig angenommen und bewilligt.“ Damit hatte Bremen mehr erreicht, als es hoffen konnte. Nun konnte in Ruhe gründliche Arbeit gemacht werden. Ein freies allgemeines Konzil aber ist niemals berufen worden; denn das tridentinische (1545—1563)

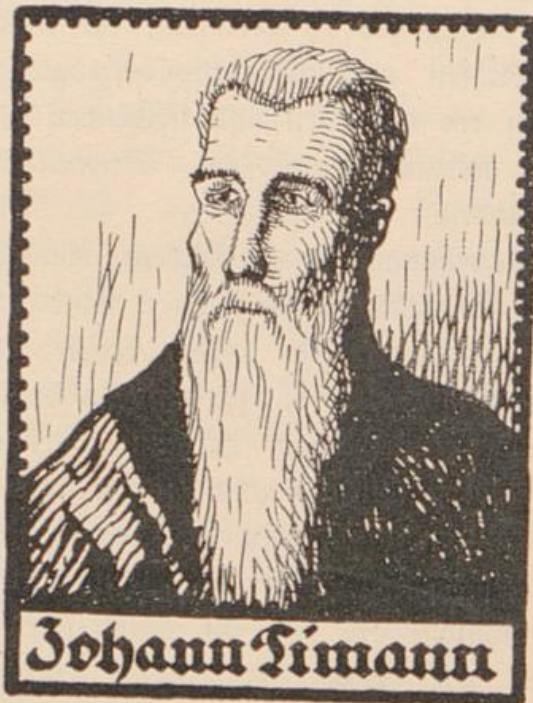
Dom

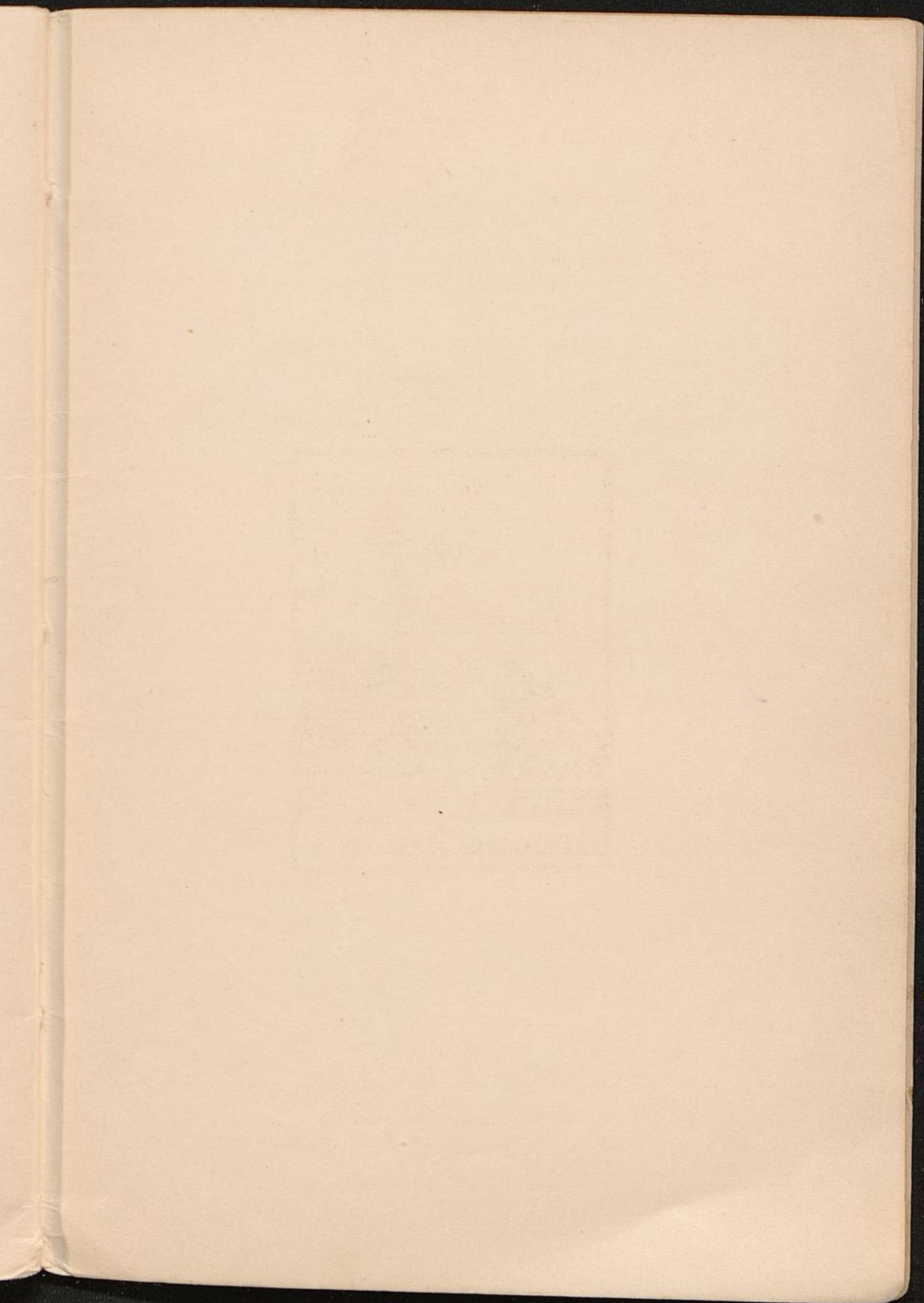
konnte nicht als solches bezeichnet werden, wurde jedenfalls von Bremen nicht als solches anerkannt.

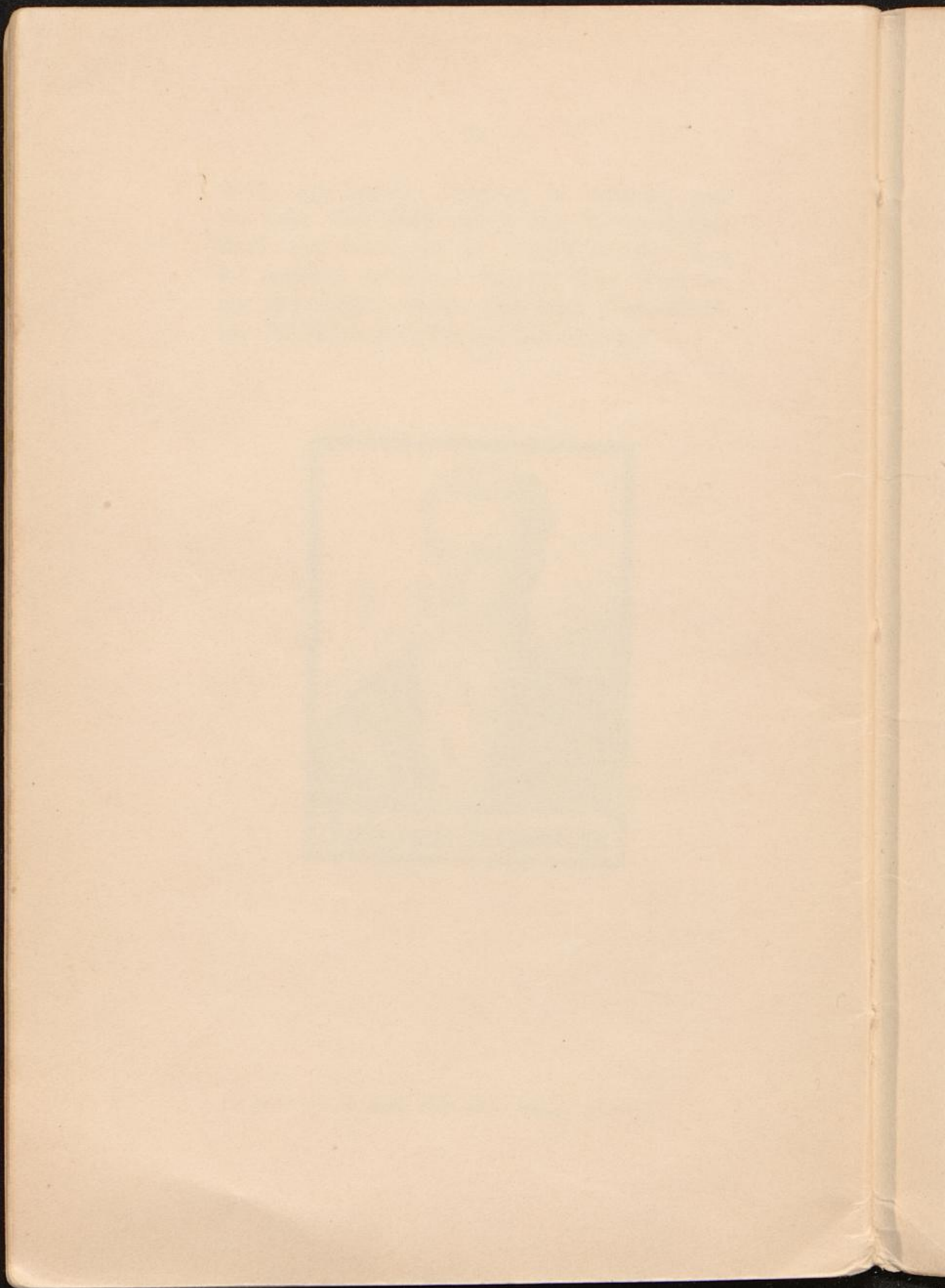
Freilich gab es noch mancherlei Kämpfe auch in der späteren Zeit; die völlige Beseitigung der erzbischöflichen Ansprüche, die wirkliche Loslösung vom Kirchenfürstentum und dessen Rechtsnachfolgern, Schweden und Hannover, wurde erst in viel späterer Zeit erreicht; aber die grundlegende Einführung der Reformation in Bremen war vollendet, und keine Macht der Welt hat es vermocht, die aus so tiefer Gewissenhaftigkeit und Glaubensüberzeugung geborne Neuordnung der religiösen und kirchlichen Verhältnisse in Bremen wieder umzustößen. Bremen war evangelisch geworden.

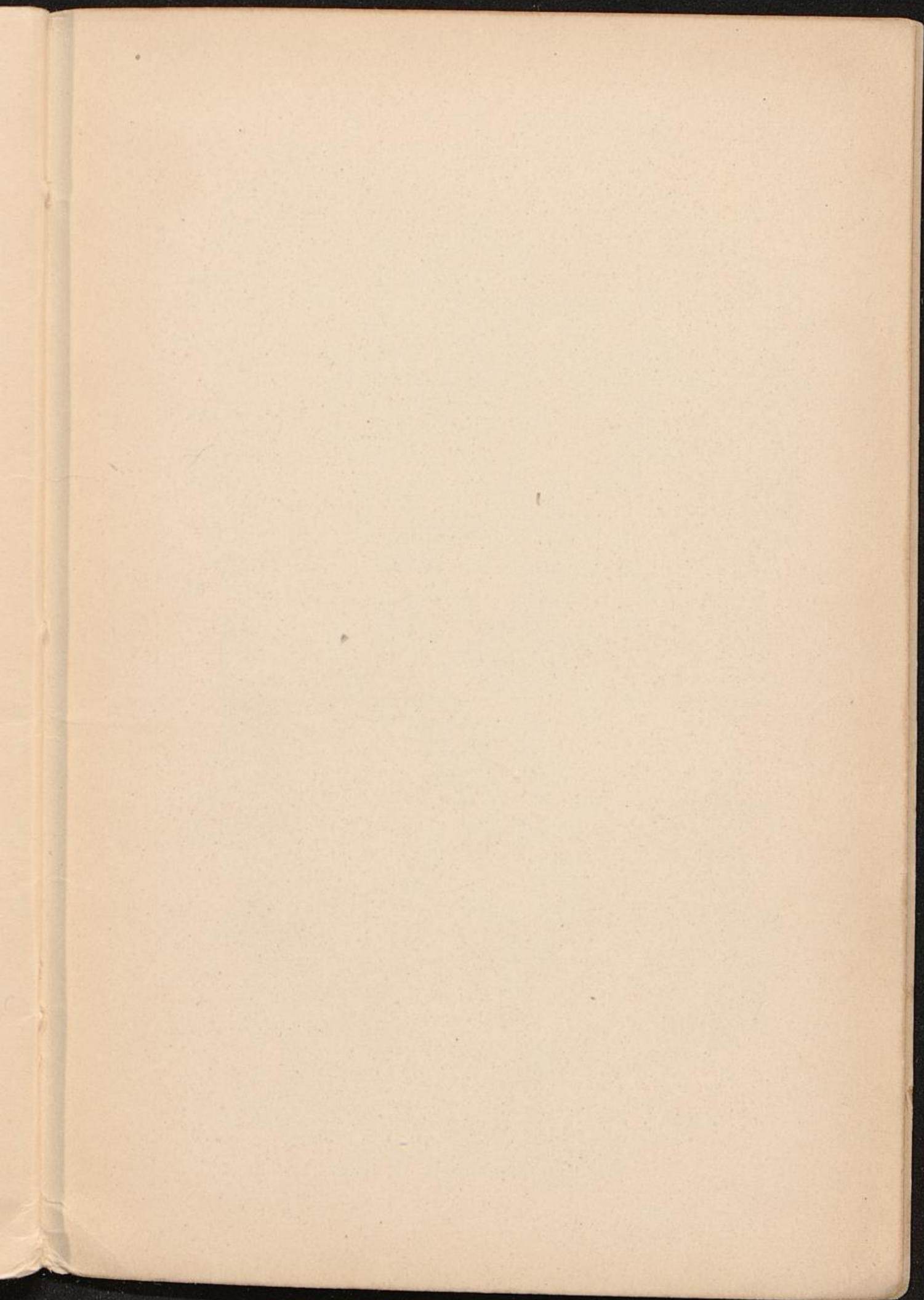
Vier Jahrhunderte hat seitdem die evangelische Kirche ihre Segenskräfte in unserer Stadt, in unserm Volk und in aller Welt wirken lassen, und große Aufgaben hat sie auch in Zukunft zu erfüllen. In den entnervenden Jahren der zunehmenden Wohlhabenheit, Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit vor dem Kriege erkrankten und verdorrten manche Zweige an dem deutschen Baum. Die evangelische Kirche ist in weiten Schichten des zu ihr gehörenden deutschen Volkes in den letzten Jahrzehnten einflußarm geworden und hat sich in manchen Gemeinden von ihrer ursprünglichen religiösen Grundlage losgelöst. Es ist nach gewissen Anzeichen zu erwarten, daß der Katholizismus durch die im Kriege hervorgetretenen Kräfte in seinem Einfluß auf die Volksmassen mächtig gestärkt werden wird. Soll das nicht zum Schaden für unsere evangelische Kirche ausschlagen, so muß sie ihre ursprüngliche Kraft, ihren biblischen Glauben, ihre sittliche Reinheit, ihr Wirken im sozialen Leben des

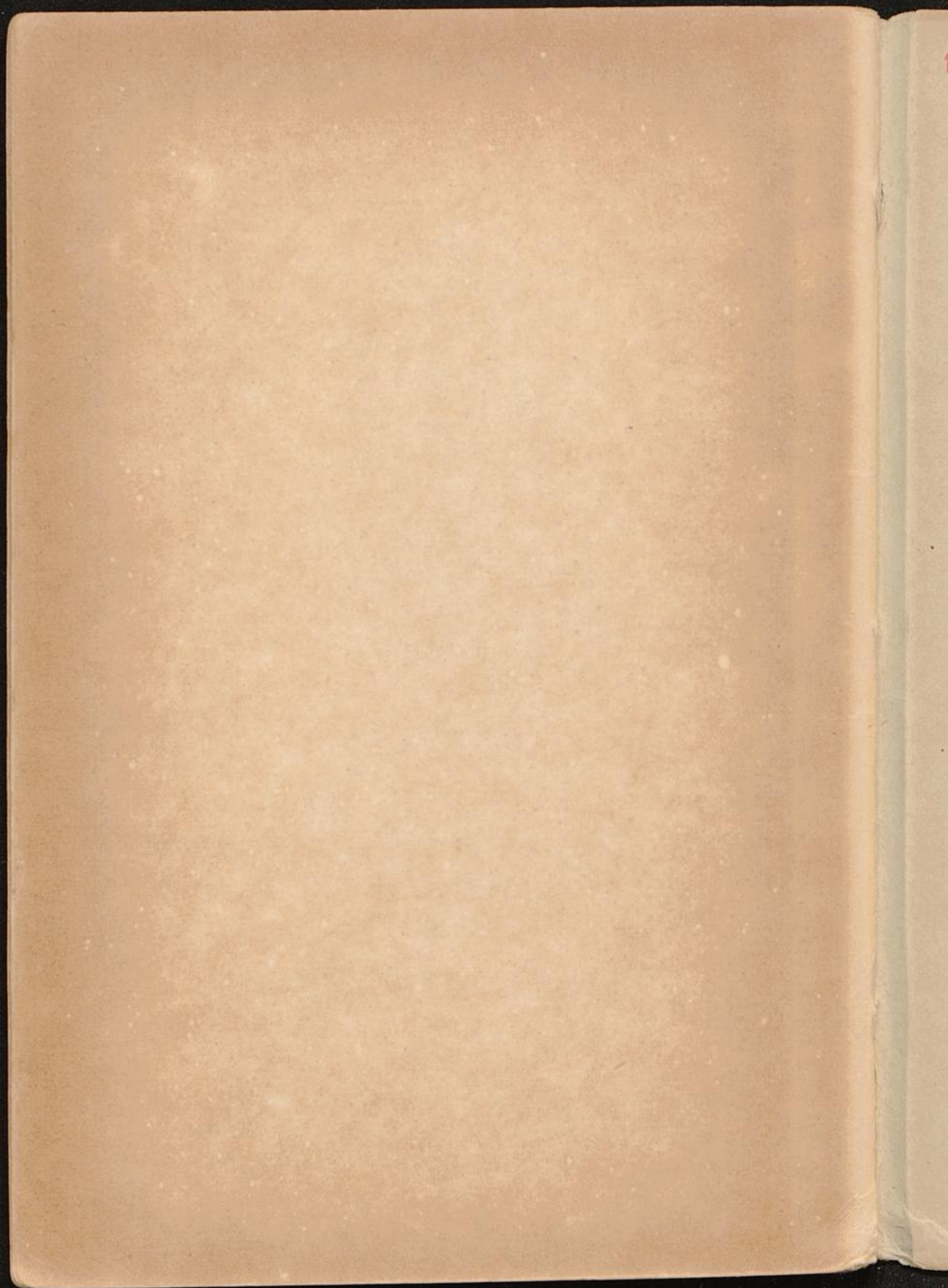
Volkes neu beleben. Dazu ist sie imstande; denn wie unser Volk selbst, so ist auch die evangelische Kirche noch jugendfrisch zu Großem berufen. Daß der Entschluß zu solchem Tun in vielen Tausenden von Evangelischen erwache, dazu möge dieses Gedenkjahr der Reformation sein gut Teil beitragen!











10. AUG. 1972



